

Im Dunkel der Nacht

Die jüngste Phase der Klassengesellschaft wird von den Monopolen beherrscht; sie drängt zum Faschismus, der ihrer würdigen Form politischer Organisation. Während sie die Lehre vom Klassenkampf mit Konzentration und Zentralisation vindiziert, äußerste Macht und äußerste Ohnmacht unvermittelt, in vollkommenem Widerspruch einander entgegenstellt, lässt sie die Existenz der feindlichen Klassen in Vergessenheit geraten. Solche Vergessenheit hilft den Monopolen mehr als die Ideologien, die schon so dünn geworden sind, dass sie sich als Lügen bekennen, um denen, die daran glauben müssen, die eigene Ohnmacht um so nachdrücklicher zu demonstrieren. Die totale Organisation der Gesellschaft durchs big business und seine allgegenwärtige Technik hat Welt und Vorstellung so lückenlos besetzt, dass der Gedanke, es könnte überhaupt anders sein, zur fast hoffnungslosen Anstrengung geworden ist.¹

Theodor W. Adorno, »Reflexionen zur Klassentheorie«

ALS AM 24. AUGUST 1939 DIE INTERNATIONALE PRESSE in großen Schlagzeilen über den Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Sowjetunion berichtete, zerbrach schlagartig die Allianz zwischen Kommunisten und Liberalen. Nachdem die Partei jahrelang für den antifaschistischen Kampf agitiert und mobilisiert hatte, entdeckte sie (nach dem Fingerzeig des großen Führers Stalin) mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges, dass dieser ein imperialistischer Krieg sei, für den die Bourgeoisie aller kriegführenden Mächte gleichermaßen die Schuld trügen. Der gegenwärtige Krieg zwischen zwei imperialistischen Gruppen habe die frühere Teilung der Welt in Lager der Demokratie und des Faschismus ausgelöscht, erklärte das Politbüro der erstaunten Öffentlichkeit. Deshalb könnten die Slogans des Antifaschismus nicht länger dem Kampf der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten die Hauptrichtung geben. Damit war die Volksfront begraben. Die Partei verschrieb sich (auf Weisung Moskaus) der Neutralität und gab als neue Parole »The Yanks Are Not Coming« aus.

Der Pakt löste bei vielen kommunistischen Intellektuellen und *Fellow-travellern* – wie Malcolm Cowley, Granville Hicks, Waldo Frank oder I. F. Stone – einen Schock aus.

1 Theodor W. Adorno, »Reflexionen zur Klassentheorie« (1942), in: Adorno, *Soziologische Schriften I*, S. 376.

Plötzlich blickten sie schreckerfüllt in die hässliche Fratze des stalinistischen Molochs und fanden sich in der dunklen Sackgasse des Marxismus wieder, die im Nichts, wenn nicht im Gulag oder im Massengrab endete. Gesenkten Hauptes traten die einstigen Apologeten des totalitären Regimes in schweren Büsserhemden vor die amerikanische Öffentlichkeit und schworen ihrer radikalen Vergangenheit ab. Noch rechtzeitig waren sie schweißgebadet aus einem bösen Traum aufgewacht, um vom »Roten Sonderzug« abzuspringen, ehe er gänzlich im Tunnel verschwand. Kaum neben den Gleisen auf die Füße gefallen, verwandelten sich die einstigen radikalen Intellektuellen, die zuerst für William Z. Foster und die soziale Revolution die Werbetrommel gerührt und später jede Kritik der Moskauer Prozesse und der Rolle der Kommunisten im Spanischen Bürgerkrieg (vor allem im blutigen Mai 1937 in Barcelona oder bei der Unterdrückung der links-sozialistischen Opposition) als reaktionäre Propaganda diffamiert hatte, rückblickend in unverantwortliche Müßiggänger und sanfte Utopisten, in romantische Traumtänzer, denen kaum bewusst gewesen war, in welches Unheil sie sich verstrickt hatten.

Die »Abspringer« wurden freilich nicht von den »gestandenen« Antistalinisten als neue Bundesgenossen freudestrahlend in die Arme geschlossen. Grimmig verübelten die *Partisans* den Apostaten, dass sie so lange auf dem »Roten Sonderzug« mitgefahren und erst im letzten Moment (womöglich aus Karrieregründen) abgesprungen waren. Trotzlistische Hardliner wie James T. Farrell trauten ihnen nicht recht über den Weg und forderten argwöhnisch, die Abtrünnigen zunächst einmal auf Herz und Nieren zu überprüfen, um die Ernsthaftigkeit ihres Gesinnungswandels beurteilen zu können. Ehe sie ins kleine illustre Racket der Widerständigen aufgenommen wurden, mussten sie zunächst ihre Zuverlässigkeit unter Beweis stellen und sich mit der neuen Macht restlos identifizieren. Obwohl kaum einer der *Partisans* vor 1936 zum antistalinistischen Widerstand gehört hatte und viele von ihnen bis zu diesem Zeitpunkt keinen Widerspruch gegen die zynische Machtpolitik des kommunistischen Rackets erhoben hatten, gerierten sie sich nun als Eminenzen der linken Opposition, die angeblich alles immer schon gewusst hatten. In der *New Republic* vom 15. November 1939 schalteten sie eine halbseitige Anzeige, in der sie erklärten, dass die *Partisan Review* stolz sei, dass ihre Produzenten und Autoren vom Nazi-Sowjet-Pakt nicht peinlich berührt seien: »Wir haben uns – jahre-, nicht wochenlang – gegen den korrumpierenden Einfluss des Stalinismus auf das geistige Leben zur Wehr gesetzt.«²

Zuvor hatten viele von ihnen jedoch – jahre-, nicht wochenlang – zum korrumpierenden Einfluss des Stalinismus auf das geistige Leben beigetragen und nicht-willfähige Autoren die ideologische Knute des Marxismus-Leninismus spüren lassen. Daher hätten sie nicht ganz so großspurig und herablassend vor das Publikum treten sollen, doch profitierten sie von der grauslichen politischen Entwicklung wie vom Schrumpfen des historischen Bewusstseins: Wer 1934 zum Zusammenschlagen von Sozialisten durch kommunistische Hooligans kein Wort verloren, 1936 weder gegen die politischen Banalitäten eines Earl Browder noch gegen die beginnenden Schauprozesse in Moskau die Stimme erhoben und selbst noch 1937 zur Verfolgung der linken Opposition in Spanien geschwiegen hatte, konnte sich 1939 kaum erdreisten, vor dem Publikum die Rolle des

2 Zitiert in: S. A. Longstaff, »*Partisan Review* and the Second World War«, *Salmagundi*, Nr. 43 (Winter 1979): 111.

langjährigen Oppositionellen zu spielen und späte Apostaten herrisch zu maßregeln. Der Stalinismus war nicht plötzlich über die kommunistische Linke hereingebrochen. Während die *Partisans* und ihre Verbündeten, die zuvor jahrelang die Praktiken des autoritären Rackets unterstützt oder zumindest gebilligt hatten, sich nun im Aufwind wähnten und meinten, ihre unerschütterliche Selbstgewissheit und hämische Verachtung einer größeren Öffentlichkeit zur Kenntnis bringen zu müssen, entging ihnen, dass dieser Krieg auch für sie einen radikalen Einschnitt bedeuten sollte. Nach dem Herbst 1939 blieb nichts, wie es war.

Sozialismus oder Barbarei

Der Zweite Weltkrieg verschärfte für die antistalinistische Linke den Prozess der Demoralisierung und Desillusionierung, der mit den Moskauer Prozessen und der Ausmerzungen der Anarchisten und Linkssozialisten im Spanischen Bürgerkrieg begonnen hatte. Wie sollte sie sich in dieser Situation verhalten? War die Sowjetunion, fragten sich die Trotzlisten und ihre Sympathisanten, noch immer ein »Arbeiterstaat«, der trotz all seiner »Entartungen« in diesem Krieg zu unterstützen sei, oder hatte sich, wie einige linke Dissidenten meinten, in der UdSSR ein »bürokratisch-kollektivistisches« Regime etabliert? Für Trotzki war die Bürokratie lediglich eine temporäre parasitäre Wucherung am sozialen Organismus des sowjetischen Arbeiterstaates. Vehement widersprach er Theoretikern des »bürokratischen Kollektivismus« wie Bruno Rizzi³, die das Proletariat der Unfähigkeit ziehen, da es weder den Ersten Weltkrieg noch den Faschismus noch die Bürokratisierung der sowjetischen Gesellschaft zu verhindern vermocht hatte. In den Augen Trotzki hatte das Zerfallsstadium des Kapitalismus eine äußere Grenze erreicht und konnte nicht länger fortexistieren. Nun stellte sich die Frage, welches System an seine Stelle treten sollte. Wenn das Proletariat unfähig sei, eine sozialistische Revolution zu bewerkstelligen, prognostizierte er, würde eine neue Bürokratie, eine neue herrschende Klasse den Platz der niedergehenden Bourgeoisie einnehmen. So sah er das Proletariat im Zweiten Weltkrieg vor einer »neuen, vielleicht entscheidenden Prüfung«.⁴

Trotz allem war sein historischer Optimismus ungebrochen. Er glaubte fest daran, dass dieser Krieg eine proletarische Revolution zur Folge haben werde, welche die sowjetische Bürokratie beseitigen und eine Resurrektion der sowjetischen Demokratie auf einer weitaus höheren ökonomischen und kulturellen Ebene als 1918 bewirken werde. Auf diese Weise löste sich die Frage »Wucherung oder bürokratischer Kollektivismus«

3 Zum Hintergrund der schemenhaften Figur Bruno Rizzi in der trotzlistischen Diskussion um den »bürokratischen Kollektivismus« siehe den Anhang »The Myth of Bruno Rizzi« in *Neither Capitalism Nor Socialism: Theories of Bureaucratic Collectivism*, hg. E. Haberkern und Arthur Lipow (Alameda, CA: Center for Socialist History, 2008), S. 313–323.

4 Leo Trotzki, »L'U.R.S.S. dans la guerre« (1939), in: Trotzki, *Œuvres*, Bd. 22, hg. Pierre Broué (Paris: Publications de l'Institut Léon Trotzki, 1985), S. 40–62; englische Version unter dem Titel »The USSR in War«, *New Internationalist* 5, Nr. 11 (November 1939): 325–332. Siehe auch Isaac Deutscher, *The Prophet*, S. 1505–1513, und *Neither Capitalism Nor Socialism: Theories of Bureaucratic Collectivism*, S. i–xxi, 1–39.

von ganz allein. Im Entwicklungsprozess der Weltrevolution stelle die sowjetische Bürokratie, die unter der Last der rückständigen Verhältnisse entstanden sei, lediglich einen »episodischen Rückfall« dar. Sollte sich aber keine Revolution ereignen, könnte sich auf dem fauligen Boden des Monopolkapitalismus ein totalitäres Regime etablieren, eine neue, aus einer bonapartistischen und faschistischen Bürokratie hervorgehende Ausbeuterklasse, ein Regime der Dekadenz, das den Untergang der Zivilisation bedeute. Dieser bürokratische Rückfall wäre dann der organischen Unzulänglichkeit des Proletariats zuzuschreiben, zur herrschenden Klasse zu werden. Das sowjetische System erwiese sich demnach als Prototyp eines neuen Ausbeutungsregimes im internationalen Maßstab. Wenn dies einträfe, wenn das Weltproletariat unfähig sei, seine historische Mission zu erfüllen, bleibe nur einzugestehen, dass sich das auf den inneren Widersprüchen der kapitalistischen Gesellschaft beruhende sozialistische Programm als eine Utopie entlarvt habe. Die Folge wäre der Zusammenbruch aller Hoffnungen auf eine sozialistische Revolution, denn noch günstigere Bedingungen als nun seien nicht mehr zu erwarten. Dennoch übermannte Trotzki nicht die Verzweiflung: Die »Vierte Internationale«, rief er seinen Anhängern entgegen, die internationale Partei der sozialistischen Revolution gehe unbeirrbar ihren Weg, halte Kurs auf die internationale Revolution und die Regeneration der Sowjetunion als Arbeiterstaat.

Damit setzte er freilich alles auf eine Karte. Der gesamte Zukunftsanspruch des Marxismus und des Sozialismus wurde untrennbar mit dem Ausgang des Krieges verknüpft: Entweder gelang in dieser Frist, was in der vorangegangenen Zeit misslungen war, oder der Sozialismus habe durch sein Versagen ein für alle Mal ausgespielt. In den Augen seines Biografen Isaac Deutscher war dies »eine voreilige, dogmatische und verzweifelte Ansicht«, und die historische Wirklichkeit sollte sich »wieder einmal unermesslicher verwickelter« erweisen als »das Schema des Theoretikers«.⁵ Nichtsdestotrotz setzte er mit diesem theoretischen Vabanque-Spiel seine Anhänger unter enormen Druck: Wenn sie überleben wollten, waren sie zum absoluten Triumph verdammt; andernfalls würden sie untergehen. Zunächst stürzte sich die »Avantgarde der morgigen Avantgarde« wagemutig in den Kampf und ließ sich nicht von der Aussicht auf das mögliche Scheitern schrecken. Einmal vom verstoßenen Propheten in die Spur des revolutionären Marxismus gesetzt, konnte die unbeirrbaren Haudegen des wahren Sozialismus nichts vom Weg abbringen. Die amerikanische Armee des Propheten, die in den USA unter dem Warenzeichen *Socialist Workers Party* (SWP) marschierte, rekrutierte sich vorwiegend aus bewährten Kämpen vergangener proletarischer Kampagnen. Ihr Chef, James P. Cannon, hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg in den Reihen der IWW für die proletarische Revolution gestritten und war später in der kommunistischen Parteihierarchie aufgestiegen, ehe er zusammen mit seinem ideologischen Kompagnon Max Shachtman und seinen Gefolgsleuten 1929 als »Linksabweichler« aus der Partei ausgeschlossen worden war. Obwohl sie über die Jahre hinweg nicht müde geworden waren, im gleichen Atemzug die verkommene Bourgeoisie und den stalinistischen Kretinismus zu verdammen, den Anarchismus als bloße Spielart des Reformismus mit verbalradikalem Soundtrack zu entlarven und zu erklären, warum die russische Revolution hatte

5 Isaac Deutscher, *The Prophet*, S. 1564. Siehe auch Maurice Merleau-Ponty, *Humanismus und Terror*, S. 195-197.

gelingen können, warum sie verraten worden war und wie sie neuerlich belebt werden könnte, vermochten sie doch nie wirklich eine politische Alternative anzubieten und blieben stets, wie Sartre treffend über die Trotzlisten im Allgemeinen bemerkte, »im Grunde nur unglückliche Kommunisten«.⁶

In ihrer hierarchischen, nach den Prinzipien des »demokratischen Zentralismus« gemodelten Struktur unterschied sich die SWP nicht wesentlich von ihrem stalinistischen Konkurrenzunternehmen. Die Parteifürsten Cannon und Shachtman verfügten über eine unbeugsame Autorität, die freilich nur Geltung im winzigen Revier des Trotzismus hatte und von den eigenen Gefolgsleuten (deren Zahl sich damals auf etwa achthundert belief) anerkannt wurde. Zwar hatten sie den Gewalthabern in Moskau allerlei unangenehme Wahrheiten zu sagen, doch sie selbst waren für Kritik ebenso unempfindlich wie ihre Rivalen: Als abgekapselte, in inneren und äußeren Kämpfen gestählte Avantgarde von Berufsrevolutionären wähten sie sich im Besitz des fortgeschrittenen sozialistischen Bewusstseins und verliehen den wahren Interessen der vom System der Ausbeutung verstümmelten Massen ihren revolutionären Ausdruck. In diesem Milieu waren bürgerliche Intellektuelle wie Dwight Macdonald (der nach den Septemberereignissen des Jahres 1939 der trotzkistischen Partei trotz Vorbehalten gegenüber der marxistischen Dogmatik und gut meinender Warnungen Cannons beitrug, vor allem um seiner Opposition gegen den Krieg Ausdruck zu verleihen) den altgedienten Arbeitern für die Revolution suspekt: Was war von einem Neophyten zu halten, der sich selbst den Parteinamen »James Joyce« gegeben hatte und der parteiinternen Geistesdisziplin kaum den nötigen Respekt zollte? Meinte er es mit seinem Engagement für den »revolutionären Marxismus« tatsächlich ernst oder wollte er die Partei lediglich der Lächerlichkeit preisgeben? Bei der ersten Gelegenheit äußerte er Unbehagen gegenüber der proletarischen Organisation und verwickelte die Mitglieder in fruchtlose Debatten über das, was er die »dogmatischen und undemokratischen Elemente im Leninismus« nannte. Ohne jemals mit seinem Leben für die sozialistische Sache eingestanden zu sein, wollte er den trotzkistischen *frontiersmen*, welche die barbarische Gewalt der Vigilanten am eigenen Leib erfahren hatten, Lektionen in Demokratie und Humanität erteilen. In den Augen seiner neuen Mitstreiter blieb Macdonald stets der Grünschnabel, der politische Dilettant, der sich nicht völlig mit der »Bewegung« identifizierte, sondern wie ein Pendler aus den Außenbezirken ins Zentrum der revolutionären Aktivität kam und sie nach den Diskussionen und Absprachen wieder verließ, während die Übrigen ihr gesamtes Leben dem einzig wahren Ziel des Propheten widmeten. Misstrauisch beäugten sie, wie er nach jedem Abstecher in ihr Territorium zu seinen »Freunden« im Kreise der *Partisans* zurückkehrte, während sie ihre Freunde und Ehepartner aus dem von der Partei angebotenen Sortiment gewählt hatten. Und dennoch erdreistete er sich, seine Genossen mit endlosen theoretischen Spekulationen zu traktieren und die Organisation und Strategie der Partei zu attackieren. Immer war er auf Tour; immer blieb er ein Fremder,

6 Jean-Paul Sartre, »Selbstporträt mit siebzig Jahren: Interview mit Michel Contat« (1975), übers. Peter Aschner, in: *Sartre über Sartre: Aufsätze und Interviews, 1940-1976*, hg. Traugott König (Reinbek: Rowohlt, 1977), S. 214. Zur Geschichte der amerikanischen Trotzisten siehe Constance Ashton Myers, *The Prophet's Army: Trotskyists in America, 1928-1941* (Westport, CT: Greenwood Press, 1977).

der zuweilen bei dem seltsamen Stamm vorbeischaute, um ihn ein wenig auf den Arm zu nehmen. Dann verschwand er wieder.⁷

In jener Zeit, da der verlorene *Partisan* hin und wieder in den Abgrund des politischen Sektierertums hinabstieg, begann freilich das hermetisch abgeriegelte Gehäuse der Trotzkisten zu zerbröseln und Widerstand gegen die Thesen des alten Mannes sich zu regen. Max Shachtman und James Burnham, die Wortführer der dissidenten Minorität innerhalb der SWP, wollten sich nicht in die Verteidigungsfront der stalinistischen Sowjetunion einreihen. Wie könne man, fragten sie, von einem »Arbeiterstaat« sprechen, wenn man zuvor erklärt habe, die Arbeiter seien dort politisch wie ökonomisch von einem bürokratischen Regime beherrscht. Bereits 1933 hatte Simone Weil eine ähnliche Kritik formuliert: »Descartes sagte einmal, eine schadhafte Uhr sei keine Ausnahme von den Uhrengesetzen, sondern ein anders gearteter, eigenen Gesetzen folgender Mechanismus. Desgleichen muss man das stalinistische Regime nicht als einen schadhafte Arbeiterstaat ansehen, sondern als einen anders gearteten gesellschaftlichen Mechanismus, den das ihn bildende Getriebe bestimmt und der entsprechend der Natur dieses Getriebes funktioniert.«⁸ Auch für die SWP-Dissidenten (denen sich der notorische Häretiker Macdonald anschloss) war die Sowjetunion ein vollkommen neuer gesellschaftlicher Typ, der nicht allein durch einen politischen Umsturz zu beseitigen: Dies erfordere eine soziale Revolution, behaupteten Shachtman und Burnham. 1940 scharten die beiden Häuptlinge die Minorität um sich und führten sie, unter Mitnahme der in marxistischen Kreisen renommierten Theoriezeitschrift *New International*, aus der alten Partei heraus, um die *Workers Party* zu gründen, die nie über den Status einer politischen Sekte hinauskam. Zwar betrachtete sie sich trotz aller Divergenzen immer noch als trotzkistische Partei, doch der Alte Mann sah die Dinge anders. »Wenn das der Trotzkismus ist«, echauffierte er sich, »dann bin ich zumindest kein Trotzkist«, und er warnte die »Arbeiter der Avantgarde«, dieser »dritten Front der Kleinbourgeoisie« auch nur einen Heller Vertrauen zu schenken. Da half es auch wenig, dass Macdonald ihn kurz vor dem Bruch davon zu überzeugen gesucht hatte, dass er »in Wirklichkeit« ein Minoritärer, ein Shachtmanianer oder gar ein Macdonaldist sei. Dem Ansinnen, ihn mit hanebüchenen Argumenten ins Lager der »kleinbürgerlichen Moralisten« zu locken, begegnete der Alte Mann mit einer Mischung aus Verachtung und Abscheu.⁹

Gestrandet und zurückgeblieben

Obwohl Trotzki kaum als Proletarier gelten konnte, fühlte er sich im Besitz eines proletarischen, dialektischen Denkens, das ihm und seinen Gefolgsleuten ermöglichte, die

- 7 Dwight Macdonald, *Politics Past [Memoirs of a Revolutionist]*, S. 17; Stephen J. Whitfield, *A Critical American: The Politics of Dwight Macdonald* (Hamden, CT: Archon Books, 1984), S. 19.
- 8 Simone Weil, »Perspektiven: Gehen wir einer proletarischen Revolution entgegen?«, in: Weil, *Unterdrückung und Freiheit: Politische Schriften*, hg. und übers. Heinz Abosch (Frankfurt a.M.: Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins, 1987), S. 117.
- 9 Trotzki, »Les Moralistes petits-bourgeois et le parti prolétarien« (April 1940), in: Trotzki, *Œuvres*, Bd. 23, hg. Pierre Broué (Paris: Publications de l'Institut Léon Trotsky, 1986), S. 281-282; Brief an das Nationalkomitee der SWP, 21. Februar 1940, in: Trotzki, *Œuvres*, Bd. 23, S. 187.

Dinge in ihrer wirklichen Erscheinung zu begreifen und zu einer umwälzenden praktischen Theorie zu gelangen. Die kleinbürgerlichen Intellektuellen dagegen waren leicht korrumpierbar und verrieten früher oder später die Sache des »revolutionären Marxismus«.¹⁰ Die Spaltung der trotzkistischen »Bewegung« hatte ihre vordergründige Ursache in den politischen Differenzen innerhalb der SWP, doch war sie auch Ausdruck einer Zerrüttung. Nach dem Ausschluss von »Big Jim« und »Wise Max« nebst ihren Gefolgsleuten aus der Kommunistischen Partei im Jahre 1929 war die Notgemeinschaft der »Proletarier« (repräsentiert durch den grobschlächtigen, trinkfreudigen Aktivisten und Organisator Cannon) und der »Intellektuellen« (die der eloquente, manipulative Ideologe Shachtman anführte) auf ihrer Odyssee durch das zerklüftete Terrain des linken Sektierertums und die desolaten Landschaften der ausgezehrten Sozialistischen Partei (deren vielversprechenden Nachwuchs sie abwarb) aufeinander angewiesen. Doch als die *rowdy friends* schließlich sesshaft geworden waren und nicht länger in einem fremden Territorium gegen eine Übermacht von Gegnern sich behaupten musste, brachen die verborgenen Interessenkonflikte aus. Verächtlich betrachteten die »Cannoniten« Shachtman und seine Gefolgsleute als »Denkerfraktion« und »Besserwisser-Club« und nahmen für sich das Monopol sowohl für die revolutionär-sozialistische Aktion als auch für die politische Tugend und Intelligenz in Anspruch. Wenn einmal die Geschichte dieser Epoche geschrieben sei, erklärte Cannon in der ihm eigenen Bescheidenheit, werde man erkennen, dass »die einzigen wirklich moralischen Menschen« die Trotzkisten gewesen seien – freilich nur jene, die von seiner Revolutions-GmbH die Akkreditierung erhielten. Während in dieser Geschichte Roosevelt bestenfalls als Fußnote auftauchte und Cannon zukünftigen Historikern die Parteizeitung *The Militant* als vorrangige Quelle zum Studium der Epoche empfahl, bissen »die einzigen wirklich moralischen Menschen« bei der amerikanischen Arbeiterklasse auf Granit.¹¹

Diese Schmach der Erfolglosigkeit blieb auch der *Workers Party* nicht erspart: Immer war sie der Splitter eines Splitters eines Splitters in der »Blasenkammer der amerikanischen Gesellschaft«¹² (wie Mark Shechner sarkastisch anmerkte), eine Arbeiterpartei ohne Arbeiter, die in höheren Sphären schwebte, die politische und gesellschaftliche Interessen von Leuten in Brooklyn oder der Bronx ignorierte und sich in einer Art Metapolitik, in endlosen Debatten über Theorie und Strategie verlor. »In unserer Isolation und Ohnmacht wurden wir Metapolitiker von der Illusion auf Trab gehalten, dass wir den Dietrich zur Geschichte in unserer Tasche hatten«, schrieb Macdonald in seinen *Memoirs of a Revolutionist* über seine Zeit beim Stamm der »Shachtmaniten«. »Wir waren die marxischen *illuminati*, deren esoterisches Wissen uns befähigte, die wahre, verborgene Natur der Ereignisse zu errahnen und, wenn die Zeit kam, die revolutionären Situationen auszunutzen. Wir waren die »Führungskader« [...], und die Massen würden hinter uns antreten, wie sie den Bolschewiken im Oktober gefolgt waren.«¹³

10 Myers, *The Prophet's Army*, S. 156.

11 Macdonald, »Revolution Ltd.: A Text with Comments«, *Politics* 2, Nr. 7 (Juli 1945): 218; Macdonald, »The Only Really Moral People ...«, *Politics* 1, Nr. 4 (Mai 1944): 110; Jörg Auberg, »Die Illusion fährt mit der Straßenbahn: Intellektuelle Metamorphosen«, *Die Aktion*, Nr. 58-59 (November 1989): 903.

12 Mark Shechner, »New York Intellektuels«, *Salmagundi*, Nr. 76-77 (Herbst 1987-Winter 1988): 207.

13 Macdonald, *Politics Past [Memoirs of a Revolutionist]*, S. 24-25.

Wie die feindliche Organisation der Kommunisten projizierten die beiden trotzkistischen Sekten, ohne Analyse der konkreten politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Situation und der historischen Entwicklung, das bolschewistische Modell auf die USA, als gierten die Arbeiter und Arbeiterinnen nur danach, sich einer Organisation anzuschließen, welche die hierarchischen und bürokratischen Formen der Industriegesellschaft in ihren Reihen fortsetzte. Allein weil die leninistische Parteiorganisation in Russland erfolgreich gewesen war, meinten die Agenten des revolutionären Sozialismus dieses Modell detailgetreu auf dem amerikanischen Territorium kopieren zu müssen. Diese Strategie führte die trotzkistischen Sektierer – noch mehr als die Mitglieder der Kommunistischen Partei – ins politische Niemandsland, wo sie dem kurzgeschlossenen System von Passion, Fantasie und Paranoia anheimfielen. Leute wie Shachtman waren perfekte Sektienführer, die ihre Gefolgschaften in den Bann zu ziehen vermochten, auf Außenstehende mit ihrem manipulativen, sardonischen, autoritären Gebaren aber eher abstoßend wirkten. Die »Partei« bot jenen, die ihre ganze Existenz, ihr Denken und Fühlen auf die Erfordernisse der Sekte abstellten und die Autorität der Führer vorbehaltlos anerkannten, ein allumfassendes soziales Umfeld, eine abgeschottete Kulissenwelt, wo Remakes der alten russischen Revolutionsfilme projiziert wurden. Über das Storyboard der ersten Einstellung kamen die »Shachtmaniten« freilich niemals hinaus, denn ihre Hauptbeschäftigung war das Sektieren. »Der ideale Sektierer ist der, der nur ein Sektierer ist, ein Mensch ohne jede weitere Eigenschaften«¹⁴, konstatierte der Soziologe Lewis Coser. Mit dem Beitritt zur Sekte, unter Annahme eines »Parteinamens«, vollzog der Sektierer einen definitiven Bruch mit der bisherigen individuellen Vergangenheit und die totale Einordnung in die wahnhafte Welt der politischen Sekte, die sich zur beglückenden Errettung der gesamten Menschheit berufen fühlte. Totaler Zusammenhalt wurde als unbedingt notwendig für das Überleben der Sekte erachtet, und Dissens konnte nicht toleriert werden, da es den absoluten Herrschaftsanspruch der Elite zu unterminieren drohte. Die trotzkistischen Führer wurden von ihren Anhängern, die selbst vom Aufstieg in herrschaftliche Höhen träumten, als blendende, brillante Intellektuelle angehimmelt, als Virtuosen der Polemik, der Nuance und der Haarspalterei, als Militante, die in aller Öffentlichkeit wild und erbarmungslos über ihre politischen Gegner herfielen und ihre Argumente in der Luft zerfetzten.¹⁵

Im »Sektenland Amerika« (wie Friedrich Engels die USA bezeichnete) vermochten die trotzkistischen Sekten jedoch zu keinem Zeitpunkt ihrer Existenz das zu ergründen, was in Engels'scher Diktion »ein echt amerikanisches Widerspruchsrätsel« hieß: Weder die SWP noch die *Workers Party* verkörperten die vom Mitbegründer des dialektischen Materialismus geforderte Einheit von europäischer theoretischer Klarheit und amerikanischer Energie und Lebensfülle. Der angekündigte Import der europäischen Moderne (zumindest in politischer Hinsicht) wie ihre Amerikanisierung blieben unerfüllt. Im Jahre 1887 hatte Engels die Sozialisten in den USA (die sich zumeist aus euro-

14 Lewis A. Coser, »Sects and Sectarians«, *Dissent* 1, Nr. 4 (Herbst 1954): 362.

15 Siehe Irving Howe, *A Margin of Hope: An Intellectual Autobiography* (San Diego: Harcourt Brace, 1982), S. 34. Zum historisch-politischen Hintergrund der WORKERS PARTY siehe Maurice Isserman, *If I Had a Hammer ...: The Death of the Old Left and the Birth of the New Left* (New York: Basic Books, 1987), S. 35-75.

päischen Immigranten rekrutierten) aufgefordert, eine sozialistische Arbeiterpartei zu bilden, die – um ihrer Aufgabe gerecht zu werden – »ihre ausländische Tracht bis auf den letzten Rest abzustreifen« habe: »Sie muss durch und durch amerikanisch werden. Sie kann nicht verlangen, dass die Amerikaner zu ihr kommen; sie, die eingewanderte Minderheit, muss zu der ungeheuren Mehrheit der eingeborenen Amerikaner gehn [sic!].«¹⁶ Die neue Minderheit kapselte sich in ihren Schlupfwinkeln ein, und wenn sich einige über die eng abgesteckten Grenzen hinauswagten, waren es zumeist Abtrünnige, wie etwa James Burnham. Noch kurz zuvor hatte er zusammen mit Shachtman gegen die Stalinophobie (eine Form des vulgären Antistalinismus) polemisiert und gegen die vom Zug des revolutionären Sozialismus abgesprungenen einstigen intellektuellen Weggefährten die theoretische Artillerie der *Workers Party* in Stellung gebracht.¹⁷ Bald darauf verließ er seinen Posten in der trotzkistischen Wortfabrik (wo politische Aktion mit dem Verabschieden von Resolutionen oder dem Verfassen von Kommentaren verwechselt wurde) und fiel in der Folgezeit eben jener intellektuellen Degeneration und Stalinophobie zum Opfer, die er zuvor bei seinen desertierten Geistesgenossen diagnostiziert hatte.¹⁸

Auch der unsichere Kantonist Macdonald hielt es in diesem Milieu nicht allzu lange aus. Immer wieder prangerte er die undemokratische Struktur, die rigide Tendenz zu Disziplin und Hierarchie, Kompromissen und Halbwahrheiten an und war letztlich fehl am Platz. Ein Intellektueller (wie er ihn verstand) hatte, gleich einem *muckraker*, in allem herumzustochern, konnte sich allein an den eigenen politischen und kulturellen Werten orientieren, musste sich einer rücksichtslosen Kritik der herrschenden Verhältnisse verschreiben und stets die eigene moralische Integrität in die Waagschale werfen. Unter Intellektuellen, die sich im grotesken Mummenschanz als revolutionäre, klassenbewusste Proleten ausgaben, war solch ein Störenfried kaum noch tragbar. Macdonald habe sich im heimeligen Klima der Parteiarbeiter erstickt gefühlt, enthüllte später Albert Gates, der leitende Redakteur der *New International*, nachdem Macdonald im Groll 1941 die *Workers Party* verlassen hatte. An praktischer Parteiarbeit sei er nie sonderlich interessiert gewesen, warf ihm der schreibende Arbeiter für die Revolution vor. Die Partei habe viele Monate damit zugebracht, seine Ideen und Theorien zu diskutieren, habe ihm mehr Aufmerksamkeit als jedem anderen Parteimitglied geschenkt, und dennoch erwies er sich als niederträchtiger Filou. Er lief davon und beschimpfte jene, die ihm Orientierung hatten geben wollen. Undank war der Welt Lohn.¹⁹

16 Friedrich Engels, Brief an Friedrich Adolph Sorge, 29. Juni 1883, in: MEW, Bd. 36 (Berlin/DDR: Dietz, 1967), S. 47; Engels, »Die Arbeiterbewegung in Amerika«, in: MEW, Bd. 21 (Berlin/DDR: Dietz, 1962), S. 340, 341-342.

17 James Burnham und Max Shachtman, »Intellectuals in Retreat«, *New International* 5, Nr. 1 (Januar 1939): 3-21.

18 Zum retrospektivischen Resümé der trotzkistischen Positionen siehe Maurice Merleau-Ponty, »La Politique paranoïaque« (1948), in: Merleau-Ponty, *Œuvres*, hg. Claude Lefort (Paris: Gallimard, 2010), S. 341-357.

19 Albert Gates und Dwight Macdonald, »The Partisan Review Controversy«, *New International* 8, Nr. 3 (April 1942): 93; und Macdonald, *A Moral Temper: The Letters of Dwight Macdonald*, S. 104-106.

Weit vom Schuss

Unterdessen schwelten die Auseinandersetzungen unter den »Freunden« in der Redaktion der *Partisan Review* weiter. Obwohl Rahv und Phillips zu den Unterzeichnern des LCFS-Manifestes gehörten, das alle amerikanischen Autoren, Intellektuellen und Künstler zur »unerbittlichen Opposition gegen diesen Kriegstanz, in dem sich Wall Street der Roosevelt-Administration anschließt«²⁰ aufrief, vermieden sie es, sich auf Seiten der Kriegsgegner politisch zu engagieren. Ihr primäres Ziel war es, die Integrität von Kunst und dem Intellekt inmitten einer korrumpierenden Gesellschaft zu bewahren, und notorische Schismatiker wie die Trotzlisten mochten ihnen nicht gerade als Garanten einer besseren Zukunft erscheinen. In gewisser Weise hatte der alte Mann recht, als er den *Partisans* 1938 vorwarf, sie wollten ein kleines kulturelles Kloster bauen, das sich durch Skeptizismus, Agnostizismus und Respektabilität von der Außenwelt abschirmte.²¹ Tatsächlich begriffen sich Rahv und Phillips in erster Linie als eine Lobbyorganisation der intellektuellen Avantgarde, die durch Entwicklung einer eigenen Tradition und Herausbildung von Gruppennormen und -maßstäben die Verwüstungen der Entfremdung abwehrte und den Verlockungen der bürgerlichen Gesellschaft widerstand: Wie Mallarmé befanden sie sich im Streik gegen die Gesellschaft, auch gegen ihre vorgebliche Negation, die zerstrittenen Heerscharen des »revolutionären Marxismus«. Im Morast sektiererischer Politik wollten Rahv und Phillips nicht umkommen, und ihr Projekt, die *Partisan Review*, sollte nicht im Sumpf der kleinen Rackets versinken. Ein junger trotzkistischer Heißsporn namens Irving Howe warf ihnen in der *New International* vor, sie seien beim Vorstoß zu konsistenten und klaren sozialistischen Positionen (was immer dies sein mochte) gescheitert und nach ihrem Fiasko bei der Linkswende nach rechts abgedriftet. Dabei hatte der bramarbasierende, selbstgewisse Kritiker (der bei Max Shachtman in die Lehre gegangen war und sich zu dessen rechter Hand hochgedient hatte) kaum ein Sensorium für die fundamentalen Veränderungen, die der Krieg mit sich bringen sollte. Die Auswirkungen ahnten auch Rahv und Phillips nicht, doch verfügten sie über die notwendige Intuition, um nach und nach zu erkennen, dass sich ein Bruch im historischen Terrain andeutete, ohne recht zu verstehen, worin er eigentlich bestand. Irritiert dichteten sie ihre Unterstände der *Partisan Review* ab, verteidigten die moderne Literatur und Kunst gegen Angriffe von jeder Seite, so gut sie es konnten, und schwiegen sich in der Öffentlichkeit über ihre politische Ansichten und Einschätzungen weitgehend aus.²²

20 League for Cultural Freedom and Socialism, »War Is the Issue!«, *Partisan Review* 6, Nr. 5 (Herbst 1939): 126. Siehe auch das Editorial »The War of the Neutrals« in der gleichen Ausgabe der Zeitschrift (S. 3-15), in dem die Redakteure der *Partisan Review* ihre revolutionäre Hoffnung auf die internationale Solidarität der Arbeiter abstellten: Nur sie könne entweder wirkliche Demokratie realisieren oder Krieg und Faschismus unnötig machen.

21 Trotzki, zitiert in: Eric Homberger, *American Writers and Radical Politics, 1900-1939*, S. 199.

22 Hugh Wilford, »The Agony of the Avant-Garde: Philip Rahv and the New York Intellectuals«, in: *American Cultural Critics*, hg. David Murray (Exeter: University of Exeter Press, 1995), S. 35; Irving Howe, »The Dilemma of *Partisan Review*«, *New International* 8, Nr. 1 (Februar 1942): 21. Der Begriff »Sumpf der kleinen Rackets« ist Max Horkheimer und Theodor W. Adorno entlehnt: siehe »Dialektik der Aufklärung« (1947), in: Horkheimer, *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, S. 283.

Ihre Weigerung, in dieser Situation, eine eindeutige Position zu beziehen, und einen Schritt aus der Deckung zu wagen, rief in Macdonald den Ränkeschmied wach: Im Sommer 1940 arbeitete er einen Plan aus, die *Partisan Review* zu »eliminieren« und wenig später, wieder mit der finanziellen Unterstützung seines Freundes George Morris, eine neue Zeitschrift nach seinem Gusto zu starten. Doch Morris winkte ab: Ein neues Projekt wäre ihm zu kostspielig gewesen. Nachdem sich die Mordpläne zerschlagen hatten, ersann Macdonald eine andere Strategie: In einer reorganisierten *Partisan Review* sollte Rahv in der Redaktion bleiben (denn schließlich war er ein »funktionierender Autor«), doch die schattenhaften Figuren Phillips und Dupee sollten »liquidiert« und gegen Harold Rosenberg und Clement Greenberg ausgetauscht werden, die mehr Format als Intellektuelle und Autoren besaßen. Auf diese Weise sollte die Flutwelle der Deradikalisierung aufgehalten werden, die der europäische Krieg ausgelöst hatte. Auch wenn sie die New Yorker Bohemiens noch nicht mit voller Wucht fortgerissen hatte, waren die Erschütterungen doch schon zu spüren.²³ Macdonald sann darauf, die *Partisan Review* zu »repolitisieren«, während Rahv und Phillips in diesen dunklen Zeiten das Literarische, die Kraft der poetischen Imagination auf Kosten des Politischen (das nach einem Kriegseintritt der USA den Bestand ihrer Zeitschrift hätte gefährden können) akzentuieren wollten. Wie die emigrierten Mitglieder des Frankfurter Instituts für Sozialforschung in einem anderen Teil New Yorks zogen sich Rahv und Phillips (wie Hugh Wilford schreibt) »in einen Zustand solipsistischer Verzweiflung« zurück und analysierten in der »Cafeteria Abgrund« obsessiv das Elend der marginalen Intellektuellen.²⁴

Macdonald befürchtete, dass die Zeitschrift immer weiter ins Miasma eines desperaten, apolitischen Mandarinismus deklassierter Außenseiter gezogen werde und ihre Aufgabe als Forum kritischer, radikaler Ideen und Diskussion verliere. In seinen Augen bestand die Gefahr, dass die *Partisan Review* zu einer beliebigen Literaturzeitschrift verkam, die zwar dann und wann gegen den korrumpierenden Einfluss der schlechten Gesellschaft polemisierte, sich aber selbst darin einrichtete, statt auf ihre Überwindung hinzuwirken. So wollte er größere Kontrolle über die Richtung der Zeitschrift gewinnen und den Einfluss seiner bedächtigen, stets zu Vorsicht und Achtsamkeit mahnenden Kollegen eingrenzen. Doch zeitigten Macdonalds Manöver kaum Erfolge. Nachdem Dupee (der in den vorangegangenen Auseinandersetzungen oft zwischen Macdonald und den beiden Gründungsredakteuren vermittelt hatte) einen Posten an der Columbia University angenommen hatte, verließ er die Redaktion und wurde durch Greenberg ersetzt, der Macdonalds Antikriegspositionen teilte und seine Partei gegen Rahv und Phillips ergriff. Da sich Morris aus den politischen Scharmützeln heraushielt, standen sich beide Fraktionen – nach dem Abgang des Mediators Dupee – im Patt gegenüber, ohne in einer offenen Konfrontation die Entscheidung zu suchen.²⁵ Rahv und Phillips, als originale *Partisans* und Begründer der Zeitschrift, betrachteten die *Partisan Review* als

23 Macdonald, Brief an George L. K. Morris, 2. September 1940, in: Macdonald, *A Moral Temper*, S. 100–101; Longstaff, »*Partisan Review* and the Second World War«, S. 118; Michael Wreszin, *A Rebel in the Defense of Tradition*, S. 92–93.

24 Hugh Wilford, »An Oasis: The New York Intellectuals in the Late 1940s«, *Journal of American Studies* 28, Nr. 2 (August 1994): 212.

25 Longstaff, »*Partisan Review* and the Second World War«, S. 118.

ihr Eigentum, verfügten aber weder über die notwendigen finanziellen Mittel, um die Zeitschrift allein führen zu können, noch vermochten sie es, den unpolitischen Mäzen auf ihre Seite zu ziehen. Im Gegenzug konnte zwar Macdonald sich auf die Freundschaft mit Morris berufen, doch ging sie nicht so weit, als dass sich Morris vor Macdonalds politischen Karren spannen ließ. Argwöhnisch belauerten sich die Kontrahenten und warteten auf ihre Chance.

Obwohl Rahv und Phillips (in ihrer bewährten Manier, die Nachwelt mit der einzig korrekten Interpretation ihrer Geschichte zu versorgen) später ihre Differenzen mit Macdonald auf dessen Faible für politischen Journalismus und seine Absicht zurückführten, die *Partisan Review* in ein »starres politisches Muster« zu pressen, machte ihr Kontrahent keinerlei Anstalten, Intellektuelle, die anderer Meinung als er waren, zum Verstummen zu bringen und die *Partisan Review* auf seine politische Linie einzuschwören. Im Gegenteil: Er begriff die Zeitschrift als offenes Forum, wo die intellektuelle Linke ungehindert ihre Meinung über den Krieg äußern und sich streiten können sollte.²⁶ So legte er kein Veto ein, als der britische Schriftsteller und Poet Stephen Spender begründete, warum er das »Chamberlain-System« im Krieg gegen den Faschismus unterstütze, obwohl der Krieg Wahnsinn bedeute. Doch in einer nazistisch beherrschten Welt würden höchstwahrscheinlich die für ihn lebenswichtigen Werte (die Möglichkeit individueller Entwicklung, künstlerischer Schöpfung und gesellschaftlicher Veränderung) nicht mehr existieren, und der Aktionsradius verantwortlicher Politik wäre äußerst begrenzt. Um die eigene Haut retten zu können, müsse man sich die Hände schmutzig machen und das Böse berühren. Pazifisten halfen, ungeachtet aller guten Absichten, weniger dem Frieden als der anderen Seite, glaubte Spender.²⁷

Ähnlich wie später Saul Bellow in seinem Tagebuchroman *Dangling Man* (1944; dt. *Mann in der Schwebe*), der 1943 auszugsweise als Vorabdruck in der *Partisan Review* erschien, artikulierte der desillusionierte Spender eine ambivalente Haltung zum Krieg: Mit zusammengekauerten Zähnen stellte er sich auf die Seite eines Systems, das weniger schrecklich war als das andere, doch keineswegs die beste aller Möglichkeiten repräsentierte. Eine andere Wahl als die zwischen dem größeren und dem kleineren Übel existierte für ihn nicht. In diesem Dilemma befindet sich auch Bellow's Protagonist Joseph, ein ernüchterter Ex-Kommunist, der dem Radikalismus der 1930er Jahre abgeschworen hat und nun einem Skeptizismus huldigt, der auf die Teilnahme an der totalen Mobilmachung und die Einordnung ins autoritäre Kollektiv (die Armee) hinausläuft und einen existenzialistisch drapierten Konformismus der Mitläufer befördert. »Alternativen, und vor allem wünschenswerte Alternativen, wachsen bloß auf eingebil-detten Bäumen«, heißt es in einem programmatischen Tagebucheintrag: Man musste sich mit dem Bestehenden abfinden und von jeder Idee, es könnte auch anders sein, Abstand nehmen.²⁸ Durch Medien wie Spender und Bellow konnten Rahv und Phil-

26 Philip Rahv und William Phillips, »In Retrospect: Ten Years of *Partisan Review*«, in: *The Partisan Reader: Ten Years of PARTISAN REVIEW, 1934-1944. An Anthology*, hg. Phillips und Rahv (New York: Dial Press, 1946), S. 686; Longstaff, »*Partisan Review* and the Second World War«, S. 124.

27 Stephen Spender, »September Journal«, *Partisan Review* 7, Nr. 2 (März-April 1940): 92-93.

28 Saul Bellow, *Dangling Man* (London: Penguin Books, 1988), S. 84; Bellow, »Notes of a Dangling Man«, *Partisan Review* 10, Nr. 5 (September-Oktober 1943): 402-409, 429-438; Philippe Codde, »Bellow's

lips Positionen in die Zeitschrift bringen, die sie selbst nicht offen zu vertreten wagten: Nachdem sie mit den übrigen *Partisan Review*-Redakteuren stets den *jitterbugs* vorgeworfen hatten, die etablierte Ordnung zu verteidigen und sich auf die Seite des demokratischen Imperialismus gestellt zu haben, konnten sie nun nicht, ohne ihr Gesicht zu verlieren, in der Öffentlichkeit ihre alte Positionen widerrufen und ein System unterstützen, dem sie kürzlich noch in »unabänderlicher Opposition« gegenübergestanden hatten.²⁹

Sie führte Macdonald ungebrochen fort, und er hielt Spender in einer scharfen Replik vor, er argumentiere aus der Position eines privilegierten bürgerlichen Intellektuellen, dem nicht bewusst sei, dass seine Freiheit ein Luxusprodukt unter dem Chamberlain-System sei, dass er über eine Klassenware verfügen könne, die der britische Imperialismus den Unterprivilegierten weitgehend vorenthalte. Nach seiner Apostasie vom Kommunismus habe der ehemalige »stalinistische *Fellow-traveller*« Spender den Rückzug zum Basis-Camp des Liberalismus angetreten (von dem er in Wirklichkeit nie sehr weit entfernt gewesen sei) und sich nun für das kleinere Übel, das Chamberlain-System, entschieden, während er sich jeden Gedanken an die soziale Revolution aus dem Kopf geschlagen habe. Diese aber biete, mutmaßte Macdonald, womöglich den einzigen Ausweg »aus dem Albtraum, in den unser Zeitalter übergeht«, und sah in der Apathie der Massen, in ihrer fehlenden Kriegsbegeisterung ermutigende Anzeichen, dass sie keine der beiden in diesem Krieg angebotenen Alternativen akzeptierten: Darin liege »die realistischste Hoffnung für unsere Zivilisation«. Für Spender war dies freilich lediglich Ausdruck eines »politischen Purismus«, der in der gegenwärtigen Situation wenig hilfreich sei.³⁰ Später konzidierte Macdonald, dass ein »dritter Weg« jenseits von Liberalismus und Faschismus, ein revolutionärer Kampf gegen die Nazis, bei dem die Hände sauber blieben, illusorisch gewesen sei³¹, doch damals hielt er (wie seine trotzkistischen Genossen) diese Alternative für historisch real. Worauf aber gründete sich diese Hoffnung? Nach Beginn des Westfeldzuges im Mai 1940 hatten die Gewerkschaften unter dem Dach der CIO ihre Opposition gegen den Krieg aufgegeben und waren ins Lager der nationalen Verteidigung übergewechselt; die Sozialistische Partei betrieb eine »opportunistische« Politik; die trotzkistischen Mini-Parteien hatten sich durch sektiererische Streitereien selbst geschwächt und marginalisiert – das sozialistische Programm einer besseren Einrichtung der Welt blieb eine Abstraktion, gab Macdonald unumwunden zu: In den zurückliegenden zwanzig Jahren hatte die revolutionäre Bewegung nichts als eine Serie fataler Desaster durchlitten.

Early Fiction and the Making of the Bellovian Protagonist«, in: *The Cambridge Companion to Saul Bellow*, hg. Victoria Aarons (Cambridge, MA: Cambridge University Press, 2017), S. 9-12.

29 Siehe beispielsweise PR-Redaktion, »This Quarter«, *Partisan Review* 6, Nr. 1 (Herbst 1938): 7-8; Rahv, »Trials of the Mind«, S. 10.

30 Macdonald, »Notes on a Strange War«, *Partisan Review* 7, Nr. 3 (Mai-Juni 1940): 170-175; Macdonald und Spender, »A Defense of Britain: A Controversy«, *Partisan Review* 7, Nr. 5 (September-Oktober 1940): 406.

31 Macdonald, »I Choose the West« (1952), in: Macdonald, *Politics Past [Memoirs of a Revolutionist]*, S. 201.

Trotz alledem, erklärte er trotzig, dürfe dies nicht bedeuten, den Kampf für den Sozialismus aufzugeben und dem Faschismus eine historisch obsoletere Gesellschaftsform als geringeres Übel vorzuziehen, sich mit den herrschenden Cliquen gemein zu machen, die – aus Motiven der Machtpolitik – vor einer Faschisierung der Gesellschaft nicht zurückschrecken würden.

Der Intellektuelle, wenn er irgendeine nützliche Funktion in der Gesellschaft erfüllen soll, darf weder sich noch andere täuschen, darf nicht als bare Münze akzeptieren, von dem er weiß, dass es Falschgeld ist, darf nicht in einem Moment der Krise vergessen, was er über eine Zeitspanne von Jahren und Jahrzehnten gelernt hat. Nur wenn wir uns den vor uns liegenden stürmischen und schrecklichen Jahren sowohl mit Skepsis als auch Hingabe – Skepsis gegenüber allen Theorien, Regierungen und gesellschaftlichen Systemen; Hingabe an den revolutionären Kampf der Massen – stellen, nur dann können wir uns als Intellektuelle rechtfertigen.³²

Diesen halsbrecherischen Drahtseilakt goutierten freilich nur wenige. Seinen (marxistisch besser ausgebildeten und ideologisch unerschütterlichen) Genossen in der *Workers Party* bestätigte dieses widersprüchliche Programm in ihrer Ansicht, dass Macdonald im politischen Terrain lediglich dilettierte und sich als Ignorant desavouierte, der über vieles rede und schreibe, aber wenig begriffen und noch weniger verarbeitet habe. Auch für Trotzki stellte eine auf der »Skepsis gegenüber allen Theorien« basierende revolutionäre Aktivität den dümmsten aller inneren Widersprüche dar, und er sah in Macdonalds Auslassungen »nichts anderes als die Vorbereitung einer persönlichen Desertion«.³³ Tatsächlich stellte sich die Frage, wie jemand, der – als Kritiker eines jeden Dogmatismus und jeglicher ideologischen Verblendung – für eine differenzlose Skepsis gegenüber allen Theorien, Regimen und Systemen eintrat, die Sache des Sozialismus befördern wollte. Obwohl Macdonald Theorie keineswegs ablehnte, musste sie einen pragmatischen Zweck erfüllen. Den Nützlichkeitswert einer Theorie beurteilte er einzig nach ihrer »Effizienz, bestimmte Ziele zu erreichen«, sah den Marxismus als Werkzeug, um die mit quantitativen Methoden ermittelten Daten und Fakten zu interpretieren und eine politische Veränderung zu bewerkstelligen und empfahl seinen trotzkistischen Genossen, die »theoretischen Waffen der Partei« ständig zu überholen und umzuformen, um mit den sich verändernden gesellschaftlichen und politischen Bedingungen fertig zu werden. Zurecht insistierte Macdonald mit antiautoritärer Verve, der Marxismus dürfe nicht zur dogmatisch erstarrten Doktrin verkommen, die wichtiger genommen werde als die zu verändernde Realität, doch fehlte ihm die Kondition zur kritischen Reflexion, die sich nicht mit der Ergründung politischer und historischer Tatsachen begnügte, sondern die Begriffe der Daten und Fakten und ihre Verstrickung in die schlechte Realität unter die Lupe nahm. Bezeichnenderweise gab er sich als »großer Bewunderer von Marx' konkreter und empirischer Herangehensweise an geschichtliche Fragen, seiner

32 Macdonald, »National Defense: The Case for Socialism«, *Partisan Review* 7, Nr. 4 (Juli-August 1940): 266.

33 Howe, »The Dilemma of *Partisan Review*«, S. 21; Trotzki, Brief an Albert Goldman, 9. August 1940, in: Trotzki, *Œuvres*, Bd. 24, hg. Pierre Broué (Paris: Publications de l'Institut Léon Trotsky, 1987), S. 295.

sorgfältigen Untersuchung von Daten und des wissenschaftlichen Charakters seines Denkens« zu erkennen, während er – ähnlich wie Edmund Wilson – mit Dialektik wenig anfangen konnte.³⁴

Mit einem »kalten und skeptischen Auge«³⁵ betrachtete er die Realität und wollte sich von Ideologien nicht blenden lassen. Auf diese Weise gelangte er zu Einsichten, die anderen in ihrer unkritischen Akzeptanz des »guten Krieges« oder in ihrer ideologischen Ablehnung des »zweiten imperialistischen Krieges« verwehrt blieben; andererseits verschloss ihm seine permanente und zuweilen penetrante Insistenz, die Welt besser als die anderen (selbst als Trotzki, der viel, aber nicht genug begriffen und tief, aber nicht tief genug gebohrt habe³⁶) zu durchschauen, manche Zelle der Wirklichkeit, die sich eben nicht mittels Skepsis oder »Common Sense« aufsprengen ließ. So wurde er nicht müde, das Schreckbild eines amerikanischen Faschismus an die Wand zu malen und all jene des Illusionismus zu überführen, die meinten, die amerikanische Demokratie lasse sich mit demokratischen Mitteln verteidigen, während Anzeichen für die Errichtung eines autoritären Militärregimes in den USA kaum erkennbar waren.³⁷ Warum sollte die herrschende Klasse zu Mitteln der Gewaltherrschaft greifen, solange die Majorität der Bevölkerung – selbst in Zeiten der größten ökonomischen Krise – das politische System in seiner bisherigen Form unterstützte? Obwohl es an reaktionären, rassistischen und populistischen Demagogen nicht mangelte, hatte sich in der »Todeskrise des Kapitalismus«³⁸ keine straff organisierte faschistische Bewegung in den USA herausgebildet. Ähnlich wie die Kommunisten in den 1930er Jahren übertrieb Macdonald die faschistische Bedrohung in den USA und unterschätzte die Resistenzkraft gegen totalitäre Strömungen.³⁹

Die Argumentation der *Partisans*, die im Faschismus die »latente Barbarei unseres verfallenden gesellschaftlichen Systems«⁴⁰ verortete, war nicht realitätsfern, doch reduzierte sie die Entwicklung primär auf ökonomische und machtpolitische Motive

34 Macdonald, »What Is the Fascist State?«, *New International* 7, Nr. 2 (Februar 1941): 23.

35 Macdonald, »National Defense: The Case for Socialism«, S. 266.

36 Macdonald, »Trotsky Is Dead: An Attempt at an Appreciation«, *Partisan Review* 7, Nr. 5 (September-Oktober 1940): 349.

37 Macdonald, »National Defense: The Case for Socialism«, S. 253-264.

38 Macdonald, »What Is the Fascist State?«, S. 23.

39 Der linke Historiker James Weinstein war der Auffassung, dass weder die Kommunistische Partei noch die meisten sozialistischen Kleingruppen die Gefahr des Faschismus in den USA verstanden hätten. Faschismus impliziere die Aussetzung der Verfassungsrechte und die Ausübung diktatorischer Gewalt, wovor die herrschende Klasse aus »Kostengründen« zurückschrecke. Siehe James Weinstein, *Ambiguous Legacy: The Left in American Politics* (New York: New Viewpoints, 1975), S. 78. Jüngere Entwicklungen haben jedoch die Anfälligkeit des demokratischen Systems in den USA für faschistische Positionen aufgezeigt. Macdonalds Hinweis auf den Zusammenhang von Kapitalismus und Faschismus ist auch heute nicht historisch überholt. Siehe Michael Joseph Roberto, *The Coming of the American Behemoth: The Origins of Fascism in the United States, 1920-1940* (New York: Monthly Review Press, 2018), S. 13-14; Daniel Guérin, *Sur le fascisme: La peste brune – Fascisme et grand capital* (Paris: La Découverte, 2001); und Hannah Arendt, »The Seeds of a Fascist International«, in: Arendt, *Essays in Understanding, 1930-1954*, hg. Jerome Kohn (New York: Schocken, 1994), S. 140-150.

40 PR-Redaktion, »This Quarter«, *Partisan Review* 6, Nr. 2 (Winter 1939): 6.

und eine allenthalben waltende Gesetzmäßigkeit, wonach aus dem verwesenden Kapitalismus unausweichlich das neue schwarze Monster aufsteige. Zwar hatte sich auch in den USA immer wieder eine barbarische Gewalt gegen Minderheiten und Schwächere, gegen Außenseiter und gesellschaftliche Rebellen, gegen *Native Americans* und Afroamerikaner, gegen Immigranten und Gewerkschafter Bahn gebrochen (tatsächlich ist die amerikanische Geschichte zu einem beträchtlichen Teil eine Geschichte der Gewalt, und der *American Way of Life* wurde erst durch einen *American Way of Violence* ermöglicht), doch mündete die versprengte *loony right* nicht in ein faschistisches Regime, das die isolierten lokalen Formationen zu einer nationalen Herrschafts- und Gewaltmaschinerie zusammenschweißte. Die Katastrophe, welche die *Partisans* heraufziehen sahen, ereignete sich nicht: Aus dem Abhub und Bodenramsch des krisengeschüttelten Kapitalismus stieg nicht – wie es Nathanael West in seiner Satire *A Cool Million* (1934) ausgemalt hatte – eine »nationalrevolutionäre Partei« auf, die Marxismus und internationalen Kapitalismus vom amerikanischen Boden fegte, die »amerikanischen Amerikaner« von fremdartigen Krankheiten kurierte und dafür sorgte, dass Amerika wieder amerikanisch wurde.⁴¹ Obgleich das Land nicht zum Beuteobjekt fackeltragender, »Sieg heil« grölender Sturmabteilungen von Bürokraten und Terroristen wurde, bedeutete dies nicht, dass Amerika von der Gefahr des Umschlags in totalitäre Herrschaft gefeit gewesen wäre.

That Old City-Slick, Tweedle-Dee, Tweedle-Dum Stuff

Das Misstrauen der linken Intellektuellen war nicht ganz unbegründet. New York war nicht nur ihre Stadt und ihr vom Rest Amerikas abgeschottetes Territorium (in das stück- und kistenweise Fragmente aus Europa geschmuggelt worden waren), sondern auch ihre Festung gegen den anstürmenden Mob der provinziellen und parochialen *Simple Americans*, deren extremistischen Führer in hasserfüllten Tiraden gegen alles mobil machten, was anders als die »einfachen Amerikaner« war: gegen den New Deal, die Gewerkschaften, die Super-Trusts, Hollywood, gegen die Stadt, die Intellektuellen, die »jüdischen Marxisten« und frechen Ausländer, die ins Land strömten. Schreckbild der amerikanischen Provinzler war die angeblich verderbte, labyrinthische Metropole: New York – die »große unamerikanische Stadt«⁴² (wie sie Meyer Schapiro in einer Kritik des antiintellektuellen Populismus ironisch nannte) – erschien düster, engmaschig und auf mysteriöse Weise ineinander verwoben; dort wimmelte es von garstigen, undurchsichtigen Gestalten, die auf Kosten der redlichen, arbeitsamen, gottesfürchtigen Menschen auf dem Lande, der kleinen Leute aus dem Volk lebten. In der paranoiden Projektion der »anständigen Amerikaner« war die »Riesenstadt« Sündenpfuhl und Tummelplatz der Parasiten, Tagediebe, Nichtsnutze, Schlawiner, Betrüger, Verschwörer, Umstürzler.

41 Nathanael West, *Miss Lonelyhearts and A Cool Million or the Dismantling of Lemuel Pitkin* (London: Penguin, 1991), S. 199.

42 Meyer Schapiro, »Populist Realism«, S. 54. Siehe auch Marshall Berman, *Adventures in Marxism* (London: Verso, 2002), S. 221–236.

Durchtränkt war das antiurbane Ressentiment von der Xenophobie und dem Antisemitismus wie vom diffusen Hass auf die »Radikalen« und »Roten«. Jude, Intellektueller, Kommunist (wobei Letzteres alle vom linken Flügel der Demokratischen Partei bis zu den Anhängern radikaler Splittergruppen, gleichgültig welcher Tendenz, etikettierte) waren austauschbare Begriffe, die immer etwas bezeichneten, was nicht »amerikanisch« war – den Feind, auf den alle Schuld der gegenwärtigen Misere abgeladen wurde.

Die Führer der »amerikanischen Amerikaner« begriffen sich selbst als Mundstücke einer völkischen Avantgarde, die als Wachbataillon des Amerikanismus die sinistren Verschwörungen des omnipräsenten, subversiven Feindes aufdeckte und die lethargischen Massen im weiten amerikanischen Land zur Aktion mobilisierte. Obwohl die überwältigende Majorität der Bürger in den USA (die »einfachen«, »grundständigen«, »aufrechten« Amerikaner) angeblich zu ihnen gehörten, betrachteten sich die *Simple Americans* (nach Angaben ihrer Leader) als Elite, als mysteriös erwählte Sekte, die das genasführte Volk der »amerikanischen Amerikaner« und »christlichen Christen« wieder auf den richtigen Weg brachte. »Der einfache Amerikaner ist aufgrund seiner Geburt Mitglied einer Elite«, analysierten Leo Löwenthal und Norbert Guterman in ihrer Studie des amerikanischen Autoritarismus, *Falsche Propheten* (1949), »die letztlich nur in negativen Begriffen definiert werden kann: Er ist Christ, weil er nicht Jude ist; er ist Amerikaner, weil er nicht Ausländer ist; er ist ein schlichtes Gemüt, weil er kein Intellektueller ist.«⁴³ Er ist, ließe sich fortsetzen, ein *country bumpkin*, weil er kein *city slicker* ist; er ist Nationalist, weil er kein Kosmopolit ist. Der Hass richtete sich gegen die »Drohnen«, die den Rahmen abschöpften und sich ein feines Leben machten, gegen die »jüdische Clique«, die immer die Köpfe zusammensteckte und nur an den eigenen Vorteil dachte. Die Wut der Ohnmächtigen, die hilf- und geistlos vor den Realitäten des Kapitalismus kapitulierte, heftete sich an Gegner, die selbst ohnmächtig waren, die weder mit einer internationalen Verschwörung des Kommunismus noch mit der angestrebten Weltherrschaft eines imaginären jüdischen Kapitals etwas zu tun hatten. Die Agitatoren des *American Blubo* markierten die jüdischen Linksintellektuellen (die bloß als grässlich entstellte Karikaturen ihrer eigenen Fantasiebilder existierten) als Sündenböcke für eine gesellschaftlich produzierte Malaise, die sie zu eigenen Zwecken und zum eigenen Profit ausbeuteten. Über die amerikanischen Verhältnisse in den vierziger Jahren stellten Löwenthal und Guterman fest:

Diese Malaise ist ein Spiegel jener strukturellen Belastungen, denen der Einzelne in einer Periode tief gehender Veränderungen in der Wirtschafts- und Sozialstruktur ausgesetzt ist: der Ablösung einer Schicht kleiner, unabhängiger Produzenten durch gigantische Konzernbürokratien, dem Zerfall der patriarchalen Familienstruktur, dem Auflösungsprozess persönlicher Bindungen in einer zunehmend mechanisierten Welt, der Spezialisierung und Atomisierung des gesellschaftlichen Lebens und der Ablösung traditioneller Muster durch Massenkultur.⁴⁴

43 Leo Löwenthal und Norbert Guterman, »Falsche Propheten: Studien zur faschistischen Agitation« (1949), übers. Susanne Hoppmann-Löwenthal, in: Löwenthal, *Falsche Propheten: Studien zum Autoritarismus* (Schriften, Bd. 3), hg. Helmut Dubiel (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1982), S. 118.

44 Löwenthal und Guterman, »Falsche Propheten«, S. 30.

Die sozialen Ursachen für das Aufkommen der »radikalen Rechten« (die später ihre Fortsetzung in autoritär-reaktionären Polit-Leadern wie Joseph McCarthy und Barry Goldwater fand⁴⁵) spielten im intellektuellen Diskurs der *Partisans* kaum eine Rolle. In ihrer ausgeprägten Aversion gegen alles Ländliche und in hochmütiger Herablassung betrachteten sie die Extremisten und ihre desperaten Gefolgschaften wie die Landbevölkerung überhaupt als *bums*, als *Know Nothings*, als dumpfe Kreaturen, als kulturlose Barbaren, als natürliche Feinde der urbanen, kritischen Intellektuellen. Den bornierten Landtieren standen, mit Marx und Engels gesprochen, die bornierten Stadttiere in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber, die in ihrer ausschließlichen Fixierung auf New York nichts anderes gelten lassen wollten und immer aufs Neue den Gegensatz zwischen Stadt und Land, Zivilisation und Barbarei, Kosmopoliten und Provinzler konstruierten. Landstriche wie Missouri, Montana, Oklahoma oder Kalifornien galten ihnen als Inbegriff des amerikanischen Albtraums und Grauens. Doch war die amerikanische Landschaft nicht, wie die New Yorker »Stadtneurotiker« in ihrem Ekel vor dem Provinziellen mutmaßten, von Viren des Purgatoriums infiziert: Hier war auch der Raum, wo in den *communities* direkte Demokratie und gegenseitige Hilfe praktiziert wurden, wo bei den traditionellen Formen der lokalen Selbstverwaltung in New England die Chance eines anti-etatistischen, libertären Kommunalismus bestand (den Murray Bookchin optimistisch als »amerikanische Vision der Utopie« bezeichnete).⁴⁶ Im eingeschränkten Blickfeld der *Partisans* blieb für derlei »Visionen« freilich kein Platz: Sie verstanden sich als Realisten, die sich am »Text historischer Erfahrung« orientierten und die Wirklichkeit entsprechend ihrer Exegese pessimistisch beurteilten. Dabei rekurrten sie jedoch auf die alten Stadtmythen, stellten das städtische (gebildete) Wesen starr gegen das bäuerlich-ländliche (einfältige und rohe), entwarfen New York als konkurrenzlosen Ort der Vernunft und Rationalität, als Zentrum der avancierten Kultur, die eine bessere Einrichtung der Gesellschaft vorwegnahm. Kaum in Betracht dagegen zogen sie, dass die Metropole auch Ort der autoritären Herrschaft und Hierarchie, des Irrationalen und Okkulten war, wo verborgene Mächte und repressive Kräfte die individuelle Freiheit (auch die des Denkens und der Kommunikation) unterminierten oder drangsalierten, wo die bürokratische Zentralisierung den Intellektuellen zwar Beschäftigungsmöglichkeiten verschaffte, jedoch die Bevölkerungen in den sozial zerstückelten urbanen Territorien – trotz (oder wegen) moderner Verkehrs- und Kommunikationsmittel in der Massengesellschaft – immer weiter zersplitterte und isolierte.

45 Vgl. Rick Perlstein, *Before the Storm: Barry Goldwater and the Unmaking of the American Consensus* (New York: Bold Type Books, 2001).

46 Siehe Murray Bookchin, *The Modern Crisis* (Montréal: Black Rose Books, 1987), S. 137–140. Bookchin entstammte einem ähnlichen Milieu wie die New Yorker Intellektuellen: Als Abkömmling jüdischer Immigranten war er in den 1940er Jahren bei den Trotzlisten aktiv, entdeckte jedoch früh – unter dem Einfluss des deutschen Emigranten Josef Weber – den Anarchismus und die Ökologie für sich. Daher war er den sozialen Bewegungen seit den 1960er Jahren gegenüber aufgeschlossener als seine Altersgenossen unter den New Yorker Intellektuellen. Zum Hintergrund siehe John Moore, »Contemporary American Anarchist Thought«, *Over Here* 8, Nr. 1 (Frühjahr 1988): 58–77; John Clark, *The Anarchist Moment: Reflections on Culture, Nature and Power* (Montréal: Black Rose Books, 1984), S. 201–228; und Janet Biehl, *Ecology or Catastrophe: The Life of Murray Bookchin* (New York: Oxford University Press, 2015), S. 1–51.

In naivem urbanem Stolz verwiesen die *Partisans* darauf, dass ihre Zeitschrift – wie eine Leserumfrage aus dem Sommer 1941 ergab – eindeutig ein urbanes, ein New Yorker Unternehmen war: 35 Prozent der *Partisan Review*-Leser kamen aus New York und waren zum großen Teil sozial-kulturelle Multiplikatoren wie Lehrer, Studenten oder Autoren; weitere neun Prozent aus Chicago waren ähnlich einzuschätzen. Dagegen fand die *Partisan Review* in der amerikanischen Provinz kaum Resonanz, während sie im europäischen Ausland (vor allem in England, wo sie mit ihrem Pendant, der Zeitschrift *Horizon*, kooperierte) mit Interesse gelesen wurde.⁴⁷ Nachdem im Juni 1940 Paris, »das Laboratorium des zwanzigsten Jahrhunderts«⁴⁸ (wie Harold Rosenberg es nannte), der nazistischen Gewaltmaschine zum Opfer gefallen war und die Internationale der Kultur ihr urbanes Hauptquartier verloren hatte, sollte New York die vakante Position ausfüllen und zur Hauptstadt der modernen Kultur im »amerikanischen Jahrhundert«⁴⁹ werden. Die amerikanische Metropole profitierte von der europäischen Katastrophe und der Dislokation der Moderne: Mit den emigrierten Künstlern, Intellektuellen und Wissenschaftlern kamen auch neue Ideen und Methoden in die von Tempo und Bewegung, Technik und Mechanik beherrschte Stadt, die den akademischen Großbetrieben überaus förderlich waren und auch die zukünftige Arbeit der *Partisans* (die auf Initiative Dwight und Nancy Macdonalds einen Fonds für verfolgte europäische Autoren und Künstler eingerichtet hatten) beeinflussen sollte, selbst wenn es keinen direkten Kontakt zwischen den intellektuellen Bohemiens in Greenwich Village und den emigrierten Wissenschaftlern in den exklusiven Territorien der Columbia University gab.

Doch New York bestand nicht nur aus dem *Museum of Modern Art* und der *Public Library*, Greenwich Village und einer illustren Bohème-Szene. Zwischen den proletarischen Immigrantenvierteln und dem Quartier der Intellektuellen und Künstler in Manhattan lagen Welten. Die kleinen jüdischen Schneider im ärmlichen Brownsville hatten – unterstrich Alfred Kazin in seinen Kindheitserinnerungen *A Walker in the City* (1951) – weder etwas (wie es das antisemitische Stereotyp wollte) mit der angeblich jüdisch dominierten Geschäftswelt noch mit den weltläufigen, gebildeten, eloquenten Intellektuellen zu tun, repräsentierten weder Geld noch Geist. All ihr Glück maß sich daran, wie lange sie einen Job hatten und ob sie genug Geld für die Miete aufbringen konnten. Sie rieben sich in den *sweatshops* der Bekleidungsindustrie auf oder suchten sich als »selbstständige« Kleinstunternehmer mit irgendeinem Geschäft über Wasser zu halten.⁵⁰ Die aufopferungsvollen Eltern wollten in erster Linie ihren Kindern – mit den spärlichen Mitteln, die sie aufbringen konnten – den Weg in eine amerikanische

47 »Results of the P.R. Questionnaire«, *Partisan Review* 8, Nr. 4 (Juli-August 1941): 344-348. Der Wert der Umfrage wurde freilich durch den niedrigen Rücklauf gemindert: Lediglich 250 Leser schickten den Fragebogen zurück. Zu jener Zeit hatte die *Partisan Review* jedoch etwa 3000-3500 Abonnenten.

48 Harold Rosenberg, »On the Fall of Paris«, *Partisan Review* 7, Nr. 6 (November-Dezember 1940): 440. Zur Rolle von Paris als kulturellem Zentrum in der Zwischenkriegszeit siehe Ian Kershaw, *To Hell and Back: Europe, 1914-1949* (London: Allen Lane, 2015), S. 167-168.

49 1941 plädierte *Time*-Begründer Henry Luce in seinem Essay »The American Century« für den Eintritt der USA in den Krieg: Auf diese Weise sollten sie sich als führende Nation in der Weltpolitik etablieren.

50 Alfred Kazin, *A Walker in the City* (New York: Harcourt Brace, 1951), S. 39.

Zukunft ebnen, die jenseits der Alten Welt der Immigranten mit ihrer aus Osteuropa importierten Kultur und Mentalität, mit ihrem Sinn für Solidarität und Gemeinschaft in den Angestellten-Hierarchien der Großbetriebe lag. Zwar boten die Einwandererquartiere mit ihrer Vielzahl von sozialen Institutionen und subkulturellen Einrichtungen der zweiten Generation Zuflucht vor den »kältesten Winden in der kältesten kapitalistischen Stadt«⁵¹ (wie Irving Howe in seinen Memoiren schrieb), doch empfanden jugendliche »intellektuelle Trainees« wie Howe und Kazin die provinzielle Enge als bedrückend und suchten nach Auswegen aus den abgeschlossenen Räumen, ohne durch den Wechsel der lokalen Position die kritische Distanz zur amerikanischen Gesellschaft aufgeben zu wollen. Während sich Howe wie viele seiner Altersgenossen für den antistalinistischen Sozialismus und die »Metapolitik« der *Workers Party* entschieden hatte, lief Kazin über die Brooklyn Bridge nach Manhattan, um dort seinen literarischen und intellektuellen Aspirationen nachkommen zu können.

So unterschiedlich beide Milieus auch sein mochten, verband sie doch das, was Vilém Flusser »Textolatrie« oder auch einen »mörderischen Schrifttotalitarismus« nannte⁵² – ein fast religiöses oder fetischistisches Verhältnis zum geschriebenen Wort, eine autoritätsgläubige Treue zum Text, der über die eigene Erfahrung und politische Aktivität gestellt wurde. Oft wurde dieser Respekt vor der Schrift, diese Ehrerbietung vor dem geschriebenen Text ironisch bis hämisch kommentiert (die Ohnmächtigen suchten den Frust an der Realität durch die Lust am vielfach vervielfältigten oder gedruckten Text zu kompensieren, lautete der Tenor der Kritiker), doch drückte sich im ungebrochenen Engagement für das Schreiben und das Geschriebene (in dem sicherlich häufig ein Bekenntnis zur Autorität der Herrschaftskultur mitschwang, aber kaum eine Bereitschaft zum »Totalitarismus«, zur Unterdrückung und Ausmerzung abweichender Meinungen und Auffassungen oder gar von Individuen) auch die Opposition zur »Einheitsfront von Trust und Technik«⁵³ aus: Während anderswo (etwa in Henry Luces Medienimperium *Time-Life-Fortune*) Stäbe von Angestellten Fragmente von Daten über die Realität zusammentrug und sie im bürokratischen Betrieb in einer gestanzten Sprache zu »Stories«, zu einer Ansammlung von Details, Beiläufigkeiten und Banalitäten verarbeiteten, hielten die Marginalisierten an den archaischen Formen der Produktion und Verbreitung fest, an mimeografierten Texten, in der die beschädigte Sprache noch einmal einem höheren Ziel, der Verwirklichung eines Besseren dienen, nicht lediglich Informationen, Orientierungen, Direktiven, Verlautbarungen transportieren, sondern auch Ideen und Gedanken, Spekulationen und Reflexionen kommunizieren sollte. Sicherlich glichen ihre Zeitschriften zuweilen endlosen Bleiwüsten, doch tobte sich in den anderen Printmedien, wo beinahe unmerklich Reklame und redaktioneller Inhalt ineinander überflossen, eine Feindlichkeit gegen die Schrift aus: Ihre Besonderheit wurde liquidiert, als sie – zu beliebigen Partikeln im differenzlosen Getümmel der Zeichen reduziert – bloß noch Füllmaterial für die piktoralen Botschaften und Anweisungen der Marketing- und PR-Abteilungen war und selbst zum schreienden Bild wurde, das die Erinnerung an ein Anderes auslöschte, das Gedächtnis mit Leerstellen überschrieb.

51 Howe, *A Margin of Hope*, S. 27.

52 Vilém Flusser, *Die Schrift: Hat Schreiben Zukunft?* (Frankfurt a.M.: Fischer, 1992), S. 81–82.

53 Adorno, *Minima Moralia*, S. 58.

Im urbanen Terrain, das gänzlich von den herrschenden Zeichen – Tönen, Bildern und Farben – durchdrungen wurde, traf die Auslöschung sowohl die Schrift als auch das Individuum, das von der gewaltigen Menge visueller und auditiver Zeichen überwältigt wurde. In der Überproduktion von Bedeutungen beliebiger Zeichen verkam das Individuum selbst zum bedeutungslosen, nichtigen Zeichen im »urbanen Text«. Bereits im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert hatte eine aggressive Reklameindustrie Besitz von New York ergriffen und erfasste die vorbeihuschenden Massen zu jedem Moment, egal ob sie durch die Straßen eilten oder mit der U-Bahn durch die unterirdischen Schächte der Metropole fuhren; Vaudeville-Shows und Musicals, Nachtclubs und Tanzhallen, Amüsierparks und Kinos versprachen Unterhaltung und Erholung, Ablenkung und Zerstreuung. Während die »Urbaniten« das reichhaltige, abwechslungsreiche Angebot an Waren und Spektakeln als Ausdruck des amerikanischen Versprechens der individuellen Freiheit begriffen, wurde das urbane Terrain zum Exhibitionsgelände des Monopolkapitalismus, der mit Reklame, Information und Befehlsgewalt die Eingesperrten im Freiluftgefängnis auf Trab hielt wie die repressive Gesellschaft den »Unsichtbaren« in Ralph Ellisons Roman *Invisible Man* (1952; dt. *Der unsichtbare Mann*) vor seinem Abtauchen in den New Yorker Untergrund. Broadway, Radio City und Tin Pan Alley galten den *Partisans* als Operationsbasen der Konterrevolution, als Produktionsstätten einer alle Differenz nivellierenden Einheitskultur. Zunehmend breiteten sich Heerscharen von Publicity-Agenten, Radio-Autoren und anderen Lohnschreibern der Kulturindustrie aus und unterwarfen die Stadt einem Regime der Halbgebildeten und Bescheidwiser, die jeden Kniff auf dem Markt kannten und selbstvergessen die Püffe im Gewühl auf dem anonymen Umschlagplatz wegsteckten.⁵⁴

Der Generalangriff der Kulturindustrie fügte sowohl den alten Immigranten als auch den intellektuellen Bohemiens herbe Verluste zu. Die jiddische Kultur (mit ihren Laientheatern und kleinen Zeitungen) vermochte nicht länger mit Hollywood-Filmen und Radioprogrammen zu konkurrieren und verlor ihr Publikum an den Mainstream. Allmählich wurde die »Kultur des Wortes«⁵⁵ (die nach Irving Howes Erinnerung noch die New Yorker Kultur der 1930er Jahre geprägt hatte) unter der Attacke »neuer Medien« zermürbt und ausgehöhlt. Nachdem die Avantgarde von der bürgerlichen Gesellschaft in die peripheren Zonen der Stadt emigriert sei und jenseits des kapitalistischen Marktes nach einem Weg gesucht habe, die Kunst inmitten der ideologischen Verwirrung und Gewalt in Bewegung zu halten, schrieb Clement Greenberg 1939 in seinem richtungsweisenden Essay »Avant-Garde and Kitsch«, werde sie nun im eigenen Territorium von der *arrière-garde* aufgerieben und zersprengt. In den Augen Greenbergs war die sich wie ein Krebs ausbreitende Massenkultur ein Produkt der industriellen Revolution und der Verelendung der Massen in den Städten, das sowohl die Volkskultur als auch die Hochkultur auslöschte. »Kitsch« werde nur um des Profits wegen produziert, sei mechanisch und nach starren Formeln konstruiert, habe Kunst in vorverdau-

54 Zur Medien- und Gesellschaftskritik siehe *American Media and Mass Culture: Left Perspectives*, hg. Donald Lazere (Berkeley: University of California Press, 1987), S. 1-153; und Marshall Berman, *Modernism in the Streets: A Life and Times in Essays*, hg. David Marcus und Shellie Sclan (London: Verso, 2017), S. 219-331.

55 Howe, *A Margin of Hope*, S. 30.

tes Konsumentenfutter verwandelt, verlange von seinen Kunden nichts außer ihrem Geld. Parasitär nähre er sich an den kulturellen Traditionen und Errungenschaften der Vergangenheit, verleibe sich jene Techniken, Formen, Konventionen und Themen gierig ein, die er für sein betrügerisches Produktionssystem des Immergleichen brauchen könne, während alles Übrige ausrangiert werde. Unfreiwillig wurde die Avantgarde, die neue kulturelle Territorien erschloss und neue Techniken entwickelte, zur Zuarbeiterin des großen Verkaufsapparats: Nicht lediglich die Film-, Radio-, Musik- und Reklameindustrie bediente sich ihrer, sondern auch ein Magazin wie der *New Yorker* (der für Greenberg und die anderen *Partisans* nichts als hochwertigen Kitsch für das Geschäft mit dem Luxus in der Metropole produzierte) ergriff die Avantgarde wie der Räuber seine Beute, modelte sie nach seinen Bedürfnissen um und verwässerte sie, bis das Material für die Philister konsumierbar war. Und die enormen Profite, die der Kitsch abwarf, stellte für die Avantgarde selbst eine Versuchung dar: Manch einer ließ sich von der Aussicht auf schnelles und gutes Geld blenden und korrumpieren. Unter dem Druck der Massenkultur waren ehrgeizige Autoren und Künstler gewillt, ihre Arbeit zu modifizieren, wenn sie sich nicht ganz und gar dem Diktat des Marktes beugten: »Das Endresultat ist in jedem Fall«, befand Greenberg, »zum Schaden der wahren Kultur.«⁵⁶

Obwohl er die gesellschaftlichen und ökonomischen Ursachen für den Triumph der Massenkultur in Rechnung stellte, überwog doch eine dünnkelhafte Abneigung gegenüber den »Massen«, die sich mehr oder weniger gleichgültig gegenüber der Kultur und nicht selten feindselig gegenüber deren avancierten Manifestationen verhielten. Implizit schrieb Greenberg den ignoranten Massen die Verantwortung für den miserablen Zustand der Kultur aufs Schuldkonto, während er um die Zukunftsaussichten der Avantgarde und den Bestand einer kultivierten Menschheit bangte. Kitsch sei – sowohl in den USA als auch in totalitären Staaten wie Deutschland, Italien und der Sowjetunion – die Kultur der Massen, behauptete er, und halte Agitatoren und Führer in engem Kontakt mit der »Volksseele«. So erschienen die depravierten, barbarischen Massen als die wirklichen und gefährlichsten Feinde der Avantgarde (und der Zivilisation) – nicht die politischen Führungscliquen, die gegen die »entartete Kunst« wüteten. Wie in Nathanael Wests apokalyptischem Roman *The Day of the Locust* (1939; dt. *Der Tag der Heuschrecke*) waren die Massen in den Projektionen der New Yorker Intellektuellen grölende und stumme, brutale und willfährige Gefolgschaften, die sich in einer grotesk-bizarren Welt der Sensationen und Exzesse, der Kulte und Sekten, der Sterilität und farbenprächtigen Schnittmuster aus nichtigem Anlass in einen rasenden und wut-schnaubenden, brandschatzenden und selbstzerstörerischen Mob verwandeln konnten.

Wenn die *Partisans* trotz allem an der Idee des Sozialismus festhielten, so allein um der Bewahrung der bislang erreichten Kultur willen und in der Hoffnung auf die Humanisierung der Bestie Masse. Die Vision Trotzkis, in der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft werde sich der durchschnittliche Mensch »bis zum Niveau eines Aristoteles, Goethe oder Marx erheben«, erschien in dieser düsteren Welt vollkommen utopisch.⁵⁷ Freilich stellte sich die Frage, wie dieser Sozialismus zu realisieren wäre, wenn

56 Clement Greenberg, »Avant-Garde and Kitsch«, *Partisan Review* 6, Nr. 5 (Herbst 1939): 41.

57 Greenberg, »Avant-Garde and Kitsch«, S. 49; Trotzki, »Literatur und Revolution« (1923), in: Denktzettel, S. 373. Als Greenbergs Essay 1957 in der einflussreichen Anthologie *Mass Culture: The*

die Massen einzig als vielköpfiges bedrohliches Monstrum der Tyrannei begriffen wurden, das vor der Verstümmelung des Geistes nicht zurückschreckte. Im Zeitalter einer degenerierenden Massenkultur gestanden die *Partisans*, trotz aller Sympathien für die Theorien Rosa Luxemburgs, den Massen keinerlei Spontaneität und Selbstaktivität zu, hielten sie für unfähig, am Projekt der Emanzipation mitzuarbeiten und hielten wohl (obgleich sie dies nicht offen aussprachen) nur einen autoritär-repressiven Sozialismus für denkbar, der den vulgären Mob in Schach hielt. Anders als Adorno in seinem ein Jahr zuvor in *der Zeitschrift für Sozialforschung* veröffentlichten Aufsatz »Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens« (der ähnliche Mechanismen in der Massenkultur analysierte, sich jedoch von den »muffigen und sentimentalen Betrachtungen« abgrenzte, die kulturpessimistisch den Verfall oder die »Degeneration« der traditionellen Kultur beklagten), argumentierte Greenberg vom Standpunkt des selbstherrlichen Intellektuellen, der in der elitären Absonderung der avancierten Kunst nichts Verhängnisvolles zu erkennen vermochte und die vom kulturindustriellen Gesamtsystem malträtierten Opfer in die eigentlichen Missetäter des totalitären Apparats umwandelte. Während Adorno die gesellschaftlichen Effekte der »zynischen Barbarei« attackierte, die Verschleierung der tatsächlichen Herrschaftsverhältnisse durch die Kulturindustrie und den immerwährenden »Betrug des Konsumenten« anprangerte und gegen die falsche Harmonisierung gesellschaftlicher Widersprüche polemisierte, ging es dem Kafka-Übersetzer Greenberg in erster Linie darum, das »überlegene Geschichtsbewusstsein« der Avantgarde, die historische Kritik der Gesellschaft zu bewahren und schließlich die exklusiven Räume gegen die anstürmenden Horden um jeden Preis zu verteidigen.⁵⁸

Damit steckte er für die New Yorker Intellektuellen jenes Terrain ab, auf dem künftig die Kritik der Massenkultur operieren sollte: Der kulturindustrielle Apparat schuf die Voraussetzungen für ein globales totalitäres Regime repressiver Gleichheit, wo die dumpfe Mehrheit (wie bereits Alexis de Tocqueville beobachtet hatte) »einen drohenden Kreis um das Denken« zog und die geistige Freiheit eliminierte. Auf der anderen Seite erstellte Greenberg für seine Kollegen und die Leser der *Partisan Review* einen kleinen Kanon der Avantgarde, damit jeder wusste, in welchem Vorrat der Moderne er sich auszukennen hatte und wer vom illustren Zirkel ausgeschlossen war: Picasso, Miró, Klee, Cézanne in der Malerei, Rimbaud, Mallarmé, Pound, Eliot und Hart Crane in der Lyrik sowie Joyce und Gide in der Prosa fanden (nebst einigen anderen) Aufnahme in den Avantgarde-Katalog der *Partisans*. Nicht zufällig fehlten in diesen Listen weibliche Repräsentanten der Moderne wie Gertrude Stein oder Virginia Woolf: Sowohl die

Popular Arts in America (Glencoe: The Free Press, 1957) nachgedruckt wurde, fehlte der gesamte letzte Abschnitt, in dem Greenberg auf die errettende Kraft des Sozialismus setzte. Die vollständige Fassung findet sich in Clement Greenberg, *The Collected Essays and Criticism*, Vol. 1: *Perceptions and Judgments*, 1939-1944, hg. John O'Brian (Chicago: University of Chicago Press, 1988), S. 5-22.

58 Adorno, »Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens«, in: Adorno, *Dissonanzen – Einleitung in die Musiksoziologie (Gesammelte Schriften, Bd. 14)*, hg. Rolf Tiedemann (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003), S. 14-50; Greenberg, »Avant-Garde und Kitsch«, S. 35. Andreas Huyssen betont die Gemeinsamkeit zwischen Adorno und Greenberg, doch blendet er ihr radikal unterschiedliches Verhältnis zu den »Massen« aus. Siehe Andreas Huyssen, *After the Great Divide: Modernism, Mass Culture and Postmodernism* (London: Macmillan, 1988), S. 56-57.

künstlerische Avantgarde wie auch sich selbst begriffen die New Yorker Intellektuellen als elitären, privilegierten Männerbund⁵⁹, der in den kolonisierten Territorien die Operationen des Widerstandes organisierte und koordinierte. Die Massenkultur stand in ihren Augen auf der Seite der Regression und des Femininen, des Totalitarismus und der irrationalen Herrschaft, war automatisch gegen die progressive Kultur des Modernismus gerichtet. »Der Totalitarismus appelliert an das Verlangen der Rückkehr in den Mutterschoß«⁶⁰, konstatierte T. S. Eliot und artikulierte damit das Grauen vor dem Rückfall in finstere Zeiten, der schon stattgefunden hatte. In den Augen Greenbergs und anderer New Yorker Intellektueller war das Werkzeug der totalitären Herrschaft, die Massenkultur, eine eminente Bedrohung, gegen die sich die Hochkultur mit allen Mitteln zu wehren und zu verteidigen hatte. Die *Partisans* befanden sich in einem Territorium, das Ian Angus (in einem anderen Zusammenhang) als »ubiquitäre Front«⁶¹ bezeichnete: Dem »Feind« begegneten sie auf Schritt und Tritt; überall trafen sie auf ihn und überall mussten sie ihn zurückschlagen, wenn sie nicht die Kommunikationsverbindungen zu ihrem Publikum aufs Spiel setzen und den Fortbestand der Partisan Review gefährden wollten.

So führten sie den Kampf vor allem im Eigeninteresse: Indem sie ihren Besitz, die Kultur des Modernismus, verteidigten, sicherten sie die Existenz. »Der Kampf gegen die Massenkultur besteht in der Aufdeckung des Zusammenhangs zwischen ihr und der schlechten Herrschaft«⁶², insistierte Horkheimer 1942. Diesen intellektuellen Anspruch lösten die *Partisans* jedoch nicht ein. Dass Menschen von den politischen und industriellen Apparaten erst zu Massen gemodelt wurden, um dann von ihnen geschmäht und verachtet zu werden, war ihnen keinen Gedanken wert. All ihr Denken kreiste letztlich um die eigene Berufsgruppe, die in ihrem subterranean Exil die Entfremdung und Abgeschiedenheit von der bürgerlichen Gesellschaft pflegte (obgleich sie von den finanziellen Zuwendungen einiger ihrer gut betuchten Mitglieder abhängig waren) und die Interessen der modernen Künstler und ihres erlesenen Publikums verfochten. War die Avantgarde, wie Greenberg meinte, auf sich selbst spezialisiert, produzierten die besten

-
- 59 Das Milieu der *Partisans* war von Beginn an männlich dominiert. Intellektuelle wie Mary McCarthy, Hannah Arendt, Elizabeth Hardwick und später Susan Sontag blieben Außenseiterinnen im Milieu. Zumeist war Frauen die Rolle der Zuarbeiterinnen und Bürogehilfinnen vorbehalten, welche die banalen Aufgaben im täglichen Geschäft (wie Verwaltung und Sekretariat) erledigten. In ihrer satirischen Erzählung *The Oasis* (1949) schrieb Mary McCarthy über das Verhalten der *Partisans* gegenüber ihren »Büroangestellten«: »Sie waren kurz angebunden und barsch zu den Tippsern, grob zu den Telefonistinnen; sie kamen und gingen, ohne zu grüßen oder sich zu verabschieden, nörgelten an ihren Sekretärinnen herum und beschwerten sich vertrauensselig über die Last der Arbeit. Je unbeliebter sie sich wussten, umso mehr fühlten sie sich bemüßigt, als Demonstration der Freiheit, die Vorrechte auszuüben, die Grund des Unmutes waren.« (Siehe Mary McCarthy, »The Oasis«, in: *Novels & Stories, 1942-1963*, hg. Thomas Mallon (New York: Library of America, 2017), S. 212.
- 60 Zitiert in: Huyssen, *After the Great Divide*, S. 58. Zu den antifemininen (und antikommunistischen) Elementen dieser Version der Kritik der Massenkultur siehe auch Andrew Ross, *No Respect: Intellectuals and Popular Culture*, S. 42-64.
- 61 Ian Angus, »Circumscribing Postmodern Culture«, in: *Cultural Politics in Contemporary America*, hg. Ian Angus und Sut Jhally (New York: Routledge, 1989), S. 104.
- 62 Max Horkheimer, »Zum Problem der Bedürfnisse«, in: Horkheimer, *Gesammelte Schriften*, Bd. 12, S. 254-255.

Künstler für Künstler und die besten Poeten für Poeten, für einen Kreis von Eingeweihten⁶³, so sahen sich die *Partisans* als die besten Intellektuellen, die für Intellektuelle arbeiteten und die erhabene Gemeinschaft der verantwortungsvollen Kulturträger in der (westlichen) Welt repräsentierten. Der eigenen Legende nach waren sie die wage- mutige Vorhut, die sich vor der Isolation nicht fürchtete und wusste, wie man gegen den Strom schwamm.

Bis zum letzten Atemzug

Zu Beginn des neuen Jahrzehnts fand sich die Avantgarde freilich selbst in liberalen Kreisen in die Defensive zurückgedrängt. In der geistigen Mobilmachung für das gewaltige Kriegsunternehmen der kommenden Zeit wurden missliebige Oppositionelle zu Sündenböcken gestempelt sowie »unverantwortliche« Intellektuelle und literarische Modernisten als Vaterlandsverräter und Wehrkraftzersetzer geächtet. So machte der Ex-Sozialist und Zeitungskolumnist Walter Lippmann beispielsweise englische und amerikanische Pazifisten für den Zweiten Weltkrieg verantwortlich, weil sie verhindert hätten, dass die westlichen Großmächte mit dem Tempo der Aufrüstung in Deutschland und Japan hätten Schritt halten können.⁶⁴ Ein ähnliches Verdikt traf die Majorität der amerikanischen Autoren und Künstler der vergangenen beiden Jahrzehnte: Sie hätten über Jahre hinweg ein moralisches Vakuum geschaffen, echauffierte sich der im Sold der Roosevelt-Administration stehende Poet Archibald MacLeish in einem Artikel für *The Nation*, indem sie Zweifel an den politischen und kulturellen Ideen Amerikas genährt und dadurch die Widerstandskraft der Nation gegen giftige Ideologien aus dem Ausland geschwächt hätten. Vor allem Antikriegsromane wie Dos Passos' *Three Soldiers* (1921; dt. *Drei Soldaten*) und Hemingways *A Farewell to Arms* (1929; dt. *In einem anderen Land*) hätten dazu beigetragen, klagte der patriotische Staatsdichter über die verteilte Allmacht der Literatur, »die Demokratie im Angesicht des Faschismus zu entwaffnen«.⁶⁵ Damit schrieb er in demagogischer Weise der modernen Literatur eine subversiv-destruktive Kraft zu, die sie realiter nicht besaß, und konstruierte – wie es in der intellektuellen Stahlhelm-Fraktion zu jener Zeit üblich war – einen direkten Zusammenhang zwischen der Kritik des Krieges und dem Triumph des Faschismus. Nicht die politischen Machthaber der westlichen Großmächte (die den Aufstieg der nazistischen Mörder geduldet und im Spanischen Bürgerkrieg den republikanischen Kräften jegliche Hilfe verweigert, die demokratische Ideale und Prinzipien machtpolitischen und ökonomischen Interessen geopfert hatten) oder die Großkonzerne (die mit den faschistischen Regimen ungehindert profitable Geschäfte gemacht und ihre Gewinnbilanzen mit den Erträgen aus den Kriegen in Äthiopien und Spanien aufpoliert hatten) wurden

63 Greenberg, »Avant-Garde and Kitsch«, S. 38.

64 Lawrence S. Wittner, *Rebels Against War: The American Peace Movement, 1933-1983* (Philadelphia: Temple University Press, 1984), S. 101.

65 Archibald MacLeish, »The Irresponsibles«, *The Nation* (18. Mai 1940): 618-623. Zur Kritik siehe Morton Dauwen Zabel, »The Poet on Capitol Hill«, *Partisan Review* 8, Nr. 1 (Januar-Februar 1941): 2-19, und *Partisan Review* 8, Nr. 2 (März-April 1941): 128-145.

angeprangert, sondern zwei Schriftsteller, die das Grauen des Abschlachtens und die Dehumanisierung der Individuen in der Tötungsmaschinerie des Militärs thematisiert hatten. Vorgehalten wurde ihnen, dass sie weder die gewaltigen Materialschlachten zu heroischen Stahlgewittern erklärten noch das Hohelied auf die ameisenähnliche Kollektivität der Armee anstimmten. Die Aufstachelung zum kritischen Denken wurde strafverschärfend gewertet.

In diesen Chor der patriotischen Scharfmacher stimmte auch der zum Super-Amerikaner mutierte Van Wyck Brooks mit besonders schrillen Tönen ein. Einen Vortrag an der Columbia University im September 1941 nutzte er zu einem Rundumschlag gegen die Literatur der Moderne und kanzelte im stilistischen Kostüm eines geifernden völkischen Kulturvogtes alles ab, was dem angeblich gesunden Volksempfinden zu widersprechen schien. Autoren wie Rimbaud und Mallarmé, Joyce und Proust, Dos Passos und Hemingway diffamierte er als zweitrangige Wortjongleure. Ihre Werke seien pessimistisch und destruktiv, ergingen sich in formalen Experimenten, erreichten lediglich eine »Clique« von Lesern und hätten den Kontakt mit dem Volk verloren. Den Modernisten stellte er eine Phalanx von »erstrangigen« Autoren (Milton, Dickens, Dostojewski, Goethe, Thomas Mann, Whitman und Emerson) entgegen, die seiner Meinung nach positiv, konstruktiv, optimistisch seien und das kollektive Leben des Volkes zeigten. Früher einmal war Brooks gegen die vom Materialismus und Puritanismus geprägte amerikanische Kultur zu Felde gezogen und hatte die Revolte des »intelligenten Amerikas«, die Revolte der Künstler, der Intellektuellen und des Bewusstseins begrüßt; nun aber befließigte er sich kruder biologischer Metaphern von Rasse, Regeneration und organischer Verwurzelung und spielte Form gegen Inhalt, Intellekt gegen Vitalität, Destruktivität gegen Konstruktivität aus, um die völkische Einheitsfront von Geist und Faust im Angesicht von äußerer Gefahr und kultureller Dekadenz herzustellen.⁶⁶

Diese antimoderne Tirade versetzte die *Partisans* in höchste Alarmbereitschaft, denn die Attacke auf die Moderne begriffen sie auch als Angriff auf die kritischen Intellektuellen. »Von der modernen Literatur zu sprechen, heißt, von jener besonderen sozialen Gruppierung, der Intelligenz, zu sprechen, der sie gehört«⁶⁷, hatte Rahv im Sommer 1939 konstatiert. Schon damals war Brooks den New Yorker Intellektuellen mit seinem Bemühen, die puritanische Vision von Kunst und Gesellschaft zum elementaren Bestandteil eines amerikanischen Nationalbewusstseins zu machen, unangenehm aufgefallen. »Der kraftvolle Kritiker der Vereinigten Staaten hat sich zum emsigen Kustos ihrer Antiquitäten gewandelt«, hatte Dupee damals geschrieben und dem Überläufer

66 Van Wyck Brooks, »Primary Literature and Coterie Literature«, Vortrag an der Columbia University, 10. September 1941; Macdonald, »Kulturbolschewismus Is Here«, *Partisan Review* 8, Nr. 6 (November-Dezember 1941): 442-451; Longstaff, »Partisan Review and the Second World War«, S. 113-115; Malcolm Bradbury und Richard Ruland, *From Puritanism to Postmodernism: A History of American Literature*, S. 356; Jeffrey Segall, »Kulturbolschewismus Is Here: James Joyce and the Anti-Modernist Crusade in America, 1928-1944«, *Journal of Modern Literature* 16, Nr. 4 (Frühjahr 1990): 535-562. Brooks gilt als einer der theoretischen Vorbereiter der »middlebrow culture« in den USA: siehe Tobias Boes, *Thomas Mann's War: Literature, Politics, and the World Republic of Letters* (Ithaca: Cornell University Press, 2019), S. 54-60.

67 Rahv, »Twilight of the Thirties«, S. 10.

die falsche Versöhnung des Künstlers mit der amerikanischen Gesellschaft vorgeworfen.⁶⁸ Nach Brooks' Ausfällen nahm Macdonald für die *Partisans* den Fehdehandschuh auf und holte zum Gegenschlag aus. Ihn erinnerte diese Schimpfkanonade an die nazistische Hetzkampagne gegen die »entartete Kunst«, und tief enttäuscht stellte er fest, dass Brooks zum »führenden Mundstück für totalitäre kulturelle Werte« in Amerika geworden sei. Aus der Revolte gegen die repressive Gesellschaft wollte er Künstler wie Intellektuelle zurück in den Konformismus führen, ihnen autoritär längst diskreditierte sozial-politische Werte überstülpen und ihre Arbeit im Namen eines imaginären Kollektivs, des so genannten Volks, maßregeln. In Macdonalds Augen war dieses reaktionäre Ansinnen lediglich ein weiteres verhängnisvolles Zeichen der allgemeinen Drift in den Totalitarismus, und es galt dieser Tendenz zu widerstehen. Für ihn ging es in der Kultur um Leben und Tod: Die Existenz der Avantgarde stand auf dem Spiel. »Die alten Schlachten müssen wieder geschlagen, die alten Lektionen noch gelernt werden«, glaubte er in Erwartung größeren Unheils.⁶⁹

Doch war die Lage keineswegs so bedrohlich, wie Macdonald annahm. In einer hysterischen Überreaktion sah er bereits Horden faschistischer Kulturbarbaren aufmarschieren und in einer wilden Hassorgie über die künstlerische Moderne und die Intelligenz herfallen. Tatsächlich aber gehörten Brooks' und MacLeishs Ausfälle zur Serie periodisch wiederkehrender Kampagnen gegen die avancierte Literatur und stellten kaum das Überleben der Avantgarde, ihre künstlerischen Errungenschaften und ihre gesellschaftlichen Positionen in Frage. Dass Macdonald mit seinem Alarmfeuer über das Ziel hinausschoss (Enzo Traverso charakterisiert ihn im positiven Sinne als »Feuermelder«⁷⁰), machten auch jene sechszwanzig Autoren deutlich, die von der *Partisan Review* um eine Stellungnahme gebeten worden waren: Achtzehn von ihnen hielten dieses Thema für so unbedeutend, dass sie sich erst gar nicht an ihre Schreibmaschinen setzten. Henry Miller war das reaktionäre Geschimpfe zu dumm, als dass er es kommentieren wollte, und William Carlos Williams empfahl gelassen, Brooks nicht allzu ernst zu nehmen. Auch Lionel Trilling, Englischprofessor an der Columbia University, bestritt die von Macdonald behauptete politische Wichtigkeit der Brooks-Thesen. Allen Tate hielt dem Kritiker des Kritikers gar vor, er wolle der modernen Literatur sein antikapitalistisches Konzept überstülpen und sie der Politik einverleiben. Damit lag Tate nicht ganz falsch: Macdonald sah die moderne Kunst (über die er sich nicht im Detail ausließ) als gewissermaßen naturwüchsige Opposition zur »geschichtlich reaktionären Gesellschaftsform« und schrieb ihr eine inhärente Subversion des kapitalistischen Systems zu. Während Brooks sie gemäß seinen nationalistischen und patriotischen Ansichten zu modeln versuchte, schien Macdonald, lautete der Vorwurf Tates, sie für seine antikapitalistischen und sozialistischen Zwecke instrumentalisieren zu wollen.⁷¹

68 Frederick W. Dupee, »The Americanism of Van Wyck Brooks«, *Partisan Review* 6, Nr. 4 (Sommer 1939): 85.

69 Macdonald, »Kulturbolschewismus Is Here«, S. 446, 450-451.

70 Enzo Traverso, *Auschwitz denken: Die Intellektuellen und die Shoah*, übers. Helmut Dahmer (Hamburg: Hamburger Edition, 2000), S. 325.

71 Allen Tate et al., »On the »Brooks-MacLeish Thesis«, *Partisan Review* 9, Nr. 1 (Januar-Februar 1942): 38-47; Macdonald, »Kulturbolschewismus Is Here«, S. 450.

Durchaus lag der Verdacht nahe, dass die *Partisans* der modernen Literatur eine Funktion in der vom reaktionären Zeitgeist umstellten Gesellschaft zuschreiben wollten, die in ihren Augen die Politik nicht länger zu erfüllen vermochte. Da (nach Auffassung Rahvs) eine »ausreichend organische, aktive und breite revolutionäre Bewegung«⁷² fehlte, musste die abgekapselte literarische Moderne die Stimme der radikalen Opposition übernehmen. In der gegenwärtigen Situation ein Gedicht T. S. Eliots zu veröffentlichen, galt den *Partisans* selbst (wie sie in einer Erklärung zu den literarischen Prinzipien der *Partisan Review* schrieben) als revolutionärer Akt.⁷³ Konkrete politische oder gesellschaftliche Praxis erschien angesichts der fest gefügten Machtverhältnisse und des deprimierenden Bewusstseinszustandes der Menschen illusionär oder absurd (die politischen Organisationsversuche der *Workers Party* in der Bronx grenzten, wie Macdonald später in seinen *Memoirs of a Revolutionist* ironisch herausstrich⁷⁴, an bizarre, unfreiwillige Parodien auf das politische Geschäft im Stile der Marx Brothers, freilich ohne deren anarchische Lust an der Destruktion antiquierter Autoritäten) – sie stand nicht im Widerspruch zur Herrschaft, sondern spielte mit in ihrem bösen Spiel, nach dessen Ende die politischen Praktiker als arg gerufte Verlierer vom seinerseits verhöhten Publikum verlacht wurden. Literatur und intellektuelle Kritik dagegen konnten als Einspruch gegen die Herrschaft gewertet werden. Wie die richtige Gestaltung der Gesellschaft aussehen sollte oder konnte, wussten die *Partisans* nicht, doch wollten sie – ausgestattet mit dem sechsten, dem historischen Sinn – vor dem verhängnisvollen Marsch in historische Sackgassen (zurück in den verrotteten Liberalismus oder vor in die barbarischen Rotten des Totalitarismus) warnen und mit der *Partisan Review* der »freien Untersuchung und Kritik der Intelligenz« eine Zuflucht bieten.⁷⁵ Bestanden in der Redaktion gravierende Differenzen über die künftige Kursbestimmung der Zeitschrift nach einem Kriegseintritt der USA (Macdonald insistierte auf der kontroversen Diskussion politischer Themen, während Rahv, Phillips und der Lyrik-Redakteur Delmore Schwartz für politische Abstinenz plädierten), so konnten sich die intern zerstrittenen *Partisans* in der Brooks-MacLeish-Kontroverse noch einmal auf einem kulturellen Schlachtfeld treffen, um zum gemeinsamen Schlag gegen die *jitterbugs* auszuholen.

Freilich konnte die Kampagne die unvermeidliche Konfrontation zwischen beiden Fraktionen nur hinausschieben. In den Augen Macdonalds gaben die Attacken auf die künstlerische Moderne lediglich einen Vorgeschmack auf das, was die Amerikaner nach einem Kriegseintritt der USA erwartete: nämlich die Faschisierung der Gesellschaft. Die Verteidigung der Avantgarde von Rimbaud bis Joyce gehörte für ihn zum Kampf um die Bewahrung der individuellen Freiheitsrechte gegen die mutmaßlich bevorstehende Militärdiktatur. Seine libertäre Grundeinstellung ließ ihn über das intellektuelle Schlupfloch hinausblicken, ohne dass er es tatsächlich verlassen konnte. Aber er wusste, dass es eine Welt jenseits des Untergrunds gab, die nicht allein deshalb schlechter und verdorbener sein musste, weil die gewöhnlichen Männer und Frauen Comics in der Hearst-Presse lasen und Jazz oder Seifenoperen im Radio hörten.

72 Rahv, »Twilight of the Thirties«, S. 15.

73 PR-Redaktion, »P.R.'s Literary Principles«, *Partisan Review* 8, Nr. 6 (November-December 1941): 519.

74 Macdonald, *Politics Past [Memoirs of a Revolutionist]*, S. 22.

75 Macdonald, »Kulturbolschewismus Is Here«, S. 442.

Dagegen kaprizierten sich Rahv und Phillips fast ausschließlich auf die Intelligenz, die zum Maßstab aller Dinge erhoben wurde. Die moderne Kunst sei nur möglich gewesen, führte Phillips parallel zu Macdonalds Brooks-Attacke aus, da sich in Europa eine intellektuelle Schicht herausgebildet habe, die sich als Speerspitze einer »ausgeprägten Gruppenkultur« begriffen und über ihr Elitebewusstsein definiert habe. In den USA sei es dagegen nicht gelungen, eine komplexe, intellektuelle Tradition in Kunst und Philosophie zu begründen, die über die Epochen hinweg Bestand gehabt hätte. Der amerikanische Geist habe mit dem raschen Tempo des technologischen Fortschritts und der Inbesitznahme des Kontinents nicht Schritt halten können: Die Disproportionalität zwischen der Entfaltung der materiellen Produktivkräfte und dem kulturellen Leistungsvermögen habe das Land in der Provinzialität verharren lassen. Um diesen bedauerlichen Zustand zu überwinden, insistierte Phillips, bedurfte es einer autonomen, dissidenten intellektuellen Elite, deren Arbeit dazu beitrage, Stagnation und Stasis in Gesellschaft und Kultur zu überwinden, unabhängiges Denken und Innovation in der Kunst zu befördern. Wie indirekt und unbewusst auch immer, sei sie Verbündete jener gesellschaftlichen Kräfte, welche die ökonomische und kulturelle Ausbeutung des Menschen in Frage stellten. In diesem Sinne war sie politisch, vertrat aber keineswegs allgemeine Interessen: Wenn sie das Bündnis mit oppositionellen Strömungen der Gesellschaft suchte, so geschah dies vornehmlich aus der egoistischen Motivation, die eigene Unabhängigkeit zu erreichen und die überkommene Herrschaft abzuschaffen, welche die Bedingungen schuf und aufrechterhielt, unter denen die Elite existieren musste und sich kaum fortentwickeln konnte. Die alten Fesseln mussten abgestreift werden, um Bewegungsspielraum erlangen zu können, um eben das realisieren zu können, was vorangegangenen Generationen von Intellektuellen in Amerika misslungen war: die Etablierung einer distanzierten, selbstständigen und selbstbewussten Intelligenz, die sich nicht von Zeitgeistströmen fortreißen ließ.⁷⁶

Dabei recurrierte Phillips jedoch auf europäische Modelle, ohne die besonderen Erfahrungen der amerikanischen Geschichte in Rechnung zu stellen. Anders als in den Ländern des alten Kontinents hatte sich in den USA keine homogene Schicht von Intellektuellen herausbilden können, da die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse und Hierarchien immer wieder durch die sukzessiven Wellen der Immigration, durch die Fragmentierung und Partikularisierung der ethnischen und kulturellen Gruppen umgemodelt wurden. Wie die Arbeiterklasse blieb auch die »neue Klasse« der Intellektuellen ein Patchwork, das sich stets auflöste und aufs Neue zusammensetzte. Individualismus, Mobilität, der Rückzug aus dem politisch-gesellschaftlichen Leben ins Private unterminierten die kontinuierliche Herausbildung einer traditionellen Intelligenz, die automatisch die Schlüsselpositionen in Kultur, Gesellschaft und Politik besetzte. Die Ungebundenheit im amerikanischen Leben – die sowohl den Aufstieg vom Hungerleider zum Millionär wie den Fall vom gefeierten Star der Kulturschickeria zum obdachlosen Gossenwanderer ermöglichte – verhinderte schließlich auch die klassische Karriere eines schmalspurigen Geistesarbeiters von der Eliteschule an die Spitze der

76 Phillips, »The Intellectuals' Tradition«, *Partisan Review* 8, Nr. 6 (November-Dezember 1941): 481-490; und Phillips et al., »Mr. Eliot and Notions of Culture: A Discussion«, *Partisan Review* 11, Nr. 3 (Sommer 1944): 309.

politischen oder kulturellen Apparate. Die gesellschaftlichen Rollen und Wege waren nicht festgelegt: Jeder konnte den Abgrund hinabstürzen oder eine günstige Gelegenheit des Emporkommens nutzen. Alles reduzierte sich auf das Gegenwärtige, auf den momentanen Marktwert des Einzelnen im Betrieb; dagegen gab niemand einen Cent auf die Geschichte, und das Pochen aufs Vergangene wurde mitleidlos als Versagen in der »neuen Welt« ausgelegt. Den Mangel an geschichtlichem Bewusstsein betrachteten die *Partisans* zwar als Makel der amerikanischen Kultur, profitierten aber zugleich von den kaum fest gefügten gesellschaftlichen Formationen und von der Feindschaft gegen das Traditionelle, über das mitleidlos hinweggegangen wurde.

Ihr späteres Renommee gründete die Zeitschrift auf der Pathografie dessen, was Rahv und Phillips als kulturelle Schizophrenie Amerikas diagnostizierten: die misslungene Versöhnung zwischen Intellekt und Gefühl, Denken und Erfahrung, Vernunft und Vitalität, Zivilisation und Natur. Historisch gesehen, meinte Rahv 1939 in seinem berühmten Essay »Paleface and Redskin«, gruppierten sich die amerikanischen Autoren um zwei polare Typen: »Bleichgesichter« und »Rothäute«. Obwohl es gelegentlich Versuche der Verständigung, der »friedlichen Koexistenz« gegeben habe, sei es nicht gelungen, den fortschreitenden Prozess der Polarisierung aufzuhalten, dessen Resultat »eine Dichotomie zwischen Erfahrung und Bewusstsein – eine Dissoziation zwischen Energie und Sensibilität«⁷⁷ gewesen sei. Die patrizischen »Bleichgesichter«, wie Nathaniel Hawthorne und Henry James, hätten sich an das alte kulturelle Erbe des Puritanismus geklammert und den Realitäten im amerikanischen Terrain entfremdet, während die plebejischen »Rothäute« – darunter fielen Autoren wie James Fenimore Cooper, Theodore Dreiser, Mark Twain und Walt Whitman – begierig nach lebendiger Erfahrung gewesen seien und den Aspirationen der Menschen Ausdruck verliehen, aber auch einen vulgären Antiintellektualismus vertreten und der jeweiligen Umgebung sich unterworfen hätten. Schließlich sei der Antagonismus von Geist und Natur nicht zu überwinden gewesen: Die Anpassungsfähigen hatten sich durchgesetzt. Zunehmend drängten die »Rothäute« die »Bleichgesichter« zurück, berichtete Rahv über diesen von der Öffentlichkeit kaum bemerkten Krieg der Literaten, und der Triumph der *lowbrows* über die *highbrows* schien unmittelbar bevorzustehen. »Gegenwärtig haben die Rothäute das Kommando über die literarische Situation, und selten ist das literarische Leben in Amerika intellektuell so verarmt gewesen wie heute«, konstatierte Rahv. »Die in den dreißiger Jahren eingeführten politischen Interessen haben nicht nur ihren Einfluss verstärkt, sondern auch ihre schlimmsten Tendenzen hervorgebracht; denn der Effekt der vorherrschenden politischen Überzeugungen unserer Zeit hat dazu geführt, ihre gewohnte Feindseligkeit gegenüber Ideen zu verstärken: Er sanktioniert die Lockerung der Maßstäbe und rechtfertigt den Drang, mit halbgebildeten Leserschaften sich abzufinden.«⁷⁸ Der sich abzeichnende Sieg der »Rothäute« bedeutete für Rahv letztlich die Niederlage der reflektierenden Vernunft, die Regression auf einen aggressiven

77 Rahv, »Paleface and Redskin«, *Kenyon Review* 1, Nr. 3 (Sommer 1939): 251.

78 Rahv, »Paleface and Redskin«, S. 254. Während Rahvs Essay in der Vergangenheit als originell und brillant gefeiert wurde, halten ihm jüngere Literaturhistorikerinnen wie Barbara Foley (*Radical Representations: Politics and Form in U. S. Proletarian Fiction, 1929–1941*, S. 19) eine »rassistische Ikonographie« vor.

Konformismus, der nur die Stärksten und Tauglichsten mit dem biegsamsten Rückgrat überleben ließ.

Mit dieser Konstruktion binärer Oppositionen im Terrain der amerikanischen Literatur entwarf Rahv in erster Linie eine Topologie des kritischen Denkens, in der jedes Phänomen seinen genau umzirkelten Platz im Gelände hatte und jeder Schriftsteller in einem lückenlosen System erfasst und klassifiziert war. In seinem Bemühen, allgemeine Tendenzen in der amerikanischen Literatur aufzuzeigen, bediente sich Rahv grobschlächtiger Rastermethoden und subsumierte Autoren mit all ihren Widersprüchen nach einem starren Schema, als ginge es darum, eine in weiße und rote Felder unterteilte Landkarte der amerikanischen Literaturgeschichte zu erstellen. Wie Malcolm Bradbury und Richard Ruland richtig anmerken, war Mark Twain als Autor eines vielschichtigen Werkes nicht lediglich »Rothaut«, sondern auch »Bleichgesicht«, eben ein amerikanischer Künstler, der in sich den Geschäftsmann und Entertainer des literarischen Marktes als auch den pessimistischen Kritiker der korrupten urbanen Bourgeoisie vereinte.⁷⁹

Mit penetranter Beharrlichkeit maß Rahv die amerikanische Literatur mit dem europäischen Yardstick und stellte oberlehrerhaft den Autoren in den USA ein miserables Zeugnis aus. Europäer wie André Malraux oder Ignazio Silone hätten die Bedeutung politischer Ideen und Überzeugungen in ihrer Tiefe ausgelotet, dozierte er 1940 in seinem Essay »The Cult of Experience in American Writing«, während die Amerikaner lediglich an der Oberfläche kratzten: Politik reduzierten sie auf die unmittelbare, aufregende Erfahrung und zeigten sich außerstande, sie über das biografische Element hinaus auf das Niveau historischer Reflexion zu heben. Und unter den europäischen Augen konnten selbst anerkannte amerikanische Autoren nicht der harschen Kritik standhalten: Hemingway fahre, monierte Rahv, dem denkenden Menschen fortwährend über den Mund, um sich selbst auf die Beschreibung des Lebens auf seinen physischen Ebenen zu beschränken; Faulkner rage in seiner schöpferischen Kraft über die meisten zeitgenössischen amerikanischen Autoren heraus, konzidierte der Chef der *Partisans*, doch wer wolle ihn ernsthaft mit Romanciers wie Thomas Mann und James Joyce vergleichen, fragte er gleich darauf. Das Grunddilemma der amerikanischen Literatur bestand für ihn in dem Versagen, individuelle Erfahrung mit geschichtlichem Bewusstsein zu verbinden. »Der Intellektuelle ist«, bemängelte Rahv, »die einzig fehlende Gestalt im amerikanischen Roman, der alles enthält außer Ideen.«⁸⁰ Im literarischen Terrain Amerikas tobte sich, lautete das strenge Verdikt, der rückständige amerikanische Charakter mit seinem maskulinen Antiintellektualismus aus, der stets schon dem Geist misstraute und auf die praktisch unter Beweis gestellte Realitätstüchtigkeit pochte. Einzig durch das kritische Bewusstsein einer intellektuellen Figur sei es möglich, sekundierte Phillips seinem Captain in einer Schmährede gegen die proletarischen Literaten der 1930er Jahre, »die Modulationen und Spannungen der Überzeugung darzustellen, die die politische Bewegung ausmachen«.⁸¹ In ihren Augen bedurfte es des Intellektuellen, der

79 Bradbury und Ruland, *From Puritanism to Postmodernism*, S. 19.

80 Rahv, »The Cult of Experience in American Writing«, *Partisan Review* 7, Nr. 6 (November-Dezember 1940): 414.

81 Phillips, »The Intellectuals' Tradition«, S. 488.

sich seiner historischen Rolle – in der Politik wie der Literatur – bewusst war und sich aus der Umklammerung spontaner Kräfte oder Impulse zu lösen, die das Individuum in ideologischer Versklavung hielten und es am Durchschauen der Herrschaft hinderten. Er war das »Rotgesicht«, das alle Vorzüge und Stärken der »Bleichgesichter« und »Rothäute« in der bipolaren Welt in sich vereinte, auf der einen Seite die Lektionen der europäischen Philosophie gelernt, auf der anderen sich eine »relative Immunität gegen Abstraktion und Entrücktheit«⁸² bewahrt hatte, um das künftige literarische Leben von den Rückständen nationaler Engstirnigkeit befreien und es unter dem Einfluss internationaler Kräfte radikal zu modernisieren.

In der eigenen Praxis konnten Rahv und Phillips den hohen Ansprüchen, die sie an ihre Zeitschrift und an eine neue amerikanische Literatur stellten, freilich selten gerecht werden. Kaum repräsentierte die *Partisan Review* (wie im Gründungseditorial von 1937 manifestartig verkündet worden war) eine Avantgarde in der Literatur, eine neue und dissidente Generation, die bislang unbekannte Territorien wagemutig erkundete und gegen die verkrusteten Verhältnisse aufbegehrte. Im Rückblick⁸³ mussten die beiden Gründungsredakteure der *Partisan Review* einräumen, dass sich ihre Zeitschrift nicht mit den legendären, von der Depression liquidierten *little magazines* wie *The Dial* (1917-29) oder *The Little Review* (1914-29) messen konnte, in denen Eliots *Waste Land*, Joyces *Ulysses*, Pounds *Cantos*, Hemingways frühe Kurzgeschichten oder Hart Cranes Gedichte erschienen waren. Auch mit der von Eugene Jolas in Paris herausgegebenen Avantgardezeitschrift *transition* (1927-38), in der Joyces *Finnegans Wake* als *Work in Progress* publiziert worden war, konnte sie nicht konkurrieren. In der künstlerisch flauen Zeit vermochten Rahv und Phillips keine amerikanischen Pendants zu Mann und Proust aus dem Hut hervorzuzaubern. Die *Partisans* waren Nachzügler einer historischen Bewegung: Zu spät waren sie im Terrain erschienen, um noch entscheidend in die Auseinandersetzungen eingreifen, um eigenständige, originäre Beiträge zur Entwicklung der Moderne liefern zu können. Ihnen blieb die undankbare Rolle defensiver Bodyguards der Avantgarde. Immer wieder mussten sie durch die Hölle irgendeines aufreibenden Gefechts; immer wieder mussten sie in einem zermürbenden Stellungskrieg die heranstürmenden Barbaren abwehren. Im historischen Moment war dieses verbissene Zurückschlagen notwendig, doch ließ sich damit kein dauerhafter Ruhm, kein Platz im internationalen Pantheon erwerben. Die Fackel der Moderne war in ihren Verteidigungsgraben gefallen, doch wussten die *Partisans* nicht, wohin sie sie tragen sollten. Letztlich wurde die Verteidigung zum Selbstzweck, zum Lebenssinn, zum identitätsstiftenden Prinzip des Zirkels: Paralysiert harreten sie in ihren Unterständen und Kellerlöchern aus und warteten auf bessere Zeiten. »Ein Überwintern ist eine verdeckte Vorbereitung für eine offenere Aktion«⁸⁴, gibt Ellisons anonymen Erzähler in *Invisible Man* als Definition aus. Wie bei diesem Untergrundling blieb auch bei den *Partisans* die offene Aktion bloße Ankündigung. Ihnen fehlten die Energien, um zum Grund des Unbekannten aufzubrechen und tatsächlich Neues aufzuspüren, die Hälse über die Gräben hinaus in die Höhe zu strecken und Risiken einzugehen.

82 Rahv, »The Cult of Experience in American Writing«, S. 421.

83 Rahv und Phillips, »In Retrospect: Ten Years of *Partisan Review*«, S. 685.

84 Ralph Ellison, *Invisible Man* (London: Penguin Books, 1965), S. 15.

Entgegen ihren Bekenntnissen, einer radikalen Modernisierung den Weg in der amerikanischen Literatur zu ebnen, begnügten sie erzwungenermaßen sich mit dem »Entdecken« jüngerer Talente, die allenfalls aus dem Mittelmaß herausragten, aber kaum neue Maßstäbe setzten. Im Gegensatz zur *Lost Generation* orientierten sich die »neuen« Autoren zumeist an den Erwartungen des literarischen Marktes und belieferten den Betrieb mit konfektionierten Produkten, die leichten Absatz bei kommerziellen Magazinen versprachen. Die Redakteure der *Partisan Review* nahmen für sich in Anspruch, die wenigen Ausnahmen im trostlosen Geschäft ausfindig gemacht zu haben. Gegen die Übermacht der Konformisten habe die *Partisan Review*, ließ Phillips seine Leser in einem Rechenschaftsbericht über seine recht erfolglosen literarischen Unternehmungen wissen, Poeten und Schriftsteller wie Karl Shapiro und Randall Jarrell, Elizabeth Bishop und Mary McCarthy, Saul Bellow und Isaac Rosenfeld (die alle im exklusiven *Cénacle* der *Partisans* Aufnahme gefunden hatten) aussichtsreiche Positionen im Gelände verschafft, ohne dass diese isolierten Figuren eine oppositionelle Bewegung gegen den bürgerlichen Geist hätten formieren können.⁸⁵

Immer wieder zeigten die literarischen Redakteure der *Partisan Review* mit den Fingern auf die anderen »Cash-and-carry-Autoren«, die ihre Kompromisse mit dem Markt und dem Massengeschmack gemacht hatten und die ernste Literatur an den Kitsch verhöckerten, während sie für sich selbst und ihre Klientel in Anspruch nahmen, gegen die real existierenden gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse aufzubegehren. Dabei war die *Partisan Review* keineswegs ein von den Widrigkeiten der kapitalistischen Welt abgeschottetes Asyl für obdachlose, geniale Intellektuelle und Künstler, ein Forum für gleich gesinnte Autoren im Stile von Samuel Johnsons Club⁸⁶, sondern eine Interessengemeinschaft, ein Racket, das sich als Zentrum einer nach Amerika transplantierten Avantgarde verstand, das Denken, Fühlen und Sprechen seiner Mitglieder bis in die letzten Winkel beeinflusste und jenen, die ihre Zuverlässigkeit für die *Partisans* unter Beweis gestellt hatten und mit ihrer intellektuellen und literarischen Leistungsfähigkeit sich für höhere Aufgaben empfahlen, die Zugänge zum kulturellen Betrieb New Yorks freischaufelte. Wenn Phillips auf der einen Seite populäre Literaten wie William Saroyan und John Steinbeck als Kitsch-Produzenten geißelte, denen nach dem Zerbröckeln der literarischen Maßstäbe der Respekt zukam, der sonst hochrangigen Autoren vorbehalten war, und auf der anderen keinesfalls durch übermäßigen Mut zu formalen Experimenten oder prekären gesellschaftlichen Themen auffallenden Schriftsteller wie Mary McCarthy, Bellow oder Rosenfeld als bemerkenswerte Ausnahmen im Betrieb anpries, so hatte dies weniger mit Literaturkritik denn mit Reklame und Marketing zu tun: Durch bloßes *name-dropping* und verhülltes *plugging* stellte er die Autoren des Rackets heraus, die den Weg nach oben suchten.⁸⁷ Die Auffälligkeit der neuen Talente wurde bei Zusammenkünften in Verlags- und Redaktionsräumen oder auf Insider-Parties

85 Phillips, »Portrait of the Artist As a Middle-Aged Man«, *Partisan Review* 11, Nr. 1 (Winter 1944): 121.

86 Um gänzlich in den intellektuellen Olymp aufzusteigen, fehlte den *Partisans* (und vor allem Rahv) ein Boswell, der frühzeitig die kapitalistische Vermarktung durch Idolatrie und Hagiographie betrieben hätte. Vgl. Leo Damrosch, *The Club: Johnson, Boswell, and the Friends Who Shaped An Age* (New Haven: Yale University Press, 2019).

87 Phillips, »Portrait of the Artist As a Middle-Aged Man«, S. 120-121.

sorgsam inszeniert. Wie in Balzacs Roman *Verlorene Illusionen* (1837-43) konnte dem raschen Aufstieg in der Hierarchie der unvermittelte Absturz in die Schrunde folgen: Wer sich nicht rechtzeitig im Racket absicherte, durfte sich nicht wundern, wenn ihn eines Tages ein unvermuteter Stoß oder Tritt traf. Alle Tätigkeit kreiste um das einzige Ziel: »die Ergatterung des größtmöglichen Anteils am zirkulierenden Mehrwert«⁸⁸. Darin unterschied sich die kleine Interessengruppe nicht vom großen kapitalistischen Unternehmen. Daher war der Vorwurf an Autoren außerhalb des Zirkels der *Partisans*, sie hätten ihre künstlerische Aufrichtigkeit an den Markt verkauft und ihren Erfolg sich über Verrat und Konformismus erworben, unaufrichtig.

Geplänkel in der Zwischenzone

Indessen bahnte sich in Europa die barbarische Vernichtungsmaschine der Nazis ihren Weg und ließ als Zeichen ihrer Leistungskraft Berge von Leichen und verwüstete Städte zurück. Nicht hasserfüllt fielen die deutschen Soldaten über die fremden Territorien her und massakrierten die Bevölkerung: Zerstörung und Vernichtung liefen ab wie Arbeitsprozesse in der Industrie, in der Regel ohne sadistischen Hass oder orgiastische Gewalt. In der vollendeten Inhumanität dieses Krieges hatten die Nazis die technologische Rationalität und die Logik der Destruktion bis in die letzte Konsequenz getrieben: Alle, selbst die Machthaber und Generäle, waren Objekte des Krieges, konnten zu jeder Zeit ausgemerzt werden, wie die Flüchtlinge, die mal auf den Verkehrswegen als Puffer gegen die voranrückenden feindlichen Armeen benutzt, mal aus der Luft mit Maschinengewehren niedergemetzelt wurden. »Dies waren keine nach Zerstörung gierenden Horden von Mongolen«, schrieb Macdonald in einem Kommentar, »sondern vielmehr die gut ausgebildeten Angestellten der Firma von A. Hitler & Co., Kriegsspezialisten.«⁸⁹ Symptomatisch assoziierte er die Barbarei mit den viehzüchtenden Steppennomaden aus Zentralasien, die in westlichen, von phobischen Ressentiments getrüben Augen zu grausamen Horden wurden, während die deutschen Besatzungssoldaten in Paris wie ruhige, nüchterne Facharbeiter der Destruktion auf Weiterbildungsurlaub erschienen.

Nichtsdestotrotz registrierte er früher und klarer als andere die Realitäten des Krieges und die gravierenden Veränderungen in der Gesellschaft, den Prozess der Depersonalisierung, die absolute Verdinglichung des Individuums, die Verwandlung der Gesellschaft in einen blinden Mechanismus. Daraus resultierte auch seine radikale Opposition gegen den Krieg, der in seinen Augen das Übel nicht aus der Welt schaffen konnte. »Mehr und bessere Flugzeuge, Panzer und Gewehre«, schrieb Franz Neumann 1941 im Vorwort zu seiner bahnbrechenden Nazismus-Studie *Behemoth*, »sowie eine vollständige Niederlage werden den Nationalsozialismus im Bewusstsein des deutschen Volkes

88 Horkheimer, »Zur Soziologie der Klassenverhältnisse« (1943), in: Horkheimer, *Gesammelte Schriften*, Bd. 12, S. 102.

89 Macdonald, »Reading from Left to Right«, *Partisan Review* 8, Nr. 1 (Januar-Februar 1941): 32.

vernichten.«⁹⁰ Macdonald erschien dies vollkommen illusionär: Im Kampf gegen die Bestie lief man Gefahr, selbst zur Bestie zu werden. In einer Antikriegserklärung, die er kurz nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion zusammen mit Clement Greenberg verfasste, unterstrich er, dass sich die Siegesformel von Roosevelt und Churchill darauf reduziere, genug Deutsche zu töten, doch käme am Ende lediglich ein leerer Sieg dabei heraus. Mittels Gewalt lasse sich Hitler nicht besiegen, waren sich die beiden Kriegsgegner gewiss. Die angloamerikanische Politik laufe eine lang andauernde Zermürbung hinaus, auf einen Krieg, der auszehre und tötete, aber zu keiner Entscheidung führe. »Welche Zukunft hält dies für unsere Zivilisation bereit?« fragten sie und legten erneut ihr Programm von der revolutionären Massenaktion auf. Gegen die außer Kontrolle geratene Vernichtungsmaschine sollte die Menschheit zurück zur Vernunft kehren und ihre Interessen in einer sozialistischen Revolution realisieren.⁹¹ Im Sommer 1941 mochte die »Leistungskraft« des Nazismus mächtig erscheinen, doch unterschätzten Macdonald und Greenberg (der bald darauf die Redaktion verließ und seinen Militärdienst antrat) die militärischen »Produktivkräfte« und ökonomischen Ressourcen der Alliierten. Vor allem aber hingen sie der revolutionären Illusion an, unter der nazistischen Terrorherrschaft könnten sich die »Massen« (die mal für ihr niedriges Kultur-niveau gescholten, mal zur übermenschlichen Aktion angehalten wurden) erheben und zu Akteuren im historischen Drama werden.

Einige Monate später erschien Captain Rahv, der sich lange Zeit über seine politischen Ansichten ausgesprochen hatte, auf der Kommandobrücke und unterzog die Erklärung seiner beiden Redaktionskollegen (die über weite Strecken lediglich die alten antiimperialistischen Positionen der *Partisan Review* neu aufgelegt hatten) einer scharfen Kritik. Sie hätten sich in einem behaglichen sektiererischen Loch eingerichtet, warf er ihnen vor und tadelte ihren moralischen Absolutismus und ihre Spielart des »akademischen Revolutionismus«, der wohlfeile Bekenntnisse produziere, aber keine Konsequenzen zeitige. In ihrer apokalyptischen Vision, bemängelte Rahv, seien sie nicht in der Lage, zu erkennen, dass Hitlers Eroberungen in Europa nicht mittels einer grandiosen, alles Schlechte vom Planeten fegenden sozialistischen Revolution aufzuhalten seien, sondern allenfalls durch die alliierten Streitkräfte. Die militärische Niederlage Deutschlands sei die Grundvoraussetzung für jegliche fortschrittliche Entwicklung in der Zukunft, insistierte Rahv. Die leninistische Strategie des »revolutionären Defätismus« (die darauf setzte, dass die Niederlage revolutionäre Aktionen entzünden würde) war in seinen Augen antiquiert und in der gegenwärtigen Situation vollkommen unbrauchbar. Macdonald und Greenberg schätzten die Lage sowohl in Europa wie in Amerika falsch ein, kritisierte er. Orakelhafte Appelle an die Geschichte und eine bloße Demonstration des guten Willens auf Seiten einiger weniger literarischer Starrköpfe

90 Franz Neumann, *Behemoth: Struktur und Praxis des Nationalsozialismus, 1933-1944*, übers. Gert Schäfer und Hedda Wagner (Frankfurt a.M.: Fischer, 1984), S. 18. Die Erstausgabe erschien 1942; 1944 wurde die Studie erweitert und aktualisiert.

91 Macdonald und Greenberg, »10 Propositions on the War«, *Partisan Review* 8, Nr. 4 (Juli-August 1941): 271-278. In der neokonservativen Historiografie wird dieser Text als »Übung in utopischem trotzkistischem Unsinn« klassifiziert. Siehe Hilton Kramer, *The Twilight of the Intellectuals: Politics and Culture in the Era of the Cold War* (Chicago: Ivan R. Dee, 1999), S. 340.

nützten niemandem etwas. »In einem Sinne ist dieser Krieg, selbst wenn er die Vernichtung des Faschismus erreichen sollte, noch nicht unser Krieg«, erklärte Rahv. »Aber diese Tatsache für sich selbst erlaubt uns nicht, es für selbstverständlich zu erachten, dass die Rettung der Menschheit uns anvertraut worden ist und dass wir allein wissen, wie sie zu erreichen ist.«⁹² Kein Wort verlor er jedoch darüber, dass er vor kurzem noch ähnliche Positionen wie die beiden radikalen Kriegsgegner vertreten hatte, und in keiner öffentlichen Äußerung hatte er zu erkennen gegeben, dass er seine Meinung revidiert hatte. Auskünfte über seine Beweggründe erteilte der Captain nicht, und Selbstkritik war seine Sache nicht. Wie schon bei früheren Kurskorrekturen erweckte er den Anschein, als hätte er nie einen anderen Standpunkt vertreten.

Ähnlich wie das Abrücken vom Linksradikalismus in der Kommunistischen Partei knapp zehn Jahre zuvor kam auch dieser Positionswechsel plötzlich und unvermittelt. Ohne dass sie es recht bemerkt hatten, waren Macdonald und Greenberg wie damals die »Ultralinken« durch einen Handstreich aufs geschichtliche Abstellgleis katapultiert worden. Bislang hatten sie sich in dem Glauben gewähnt, sie repräsentierten die Konsensmeinung der *Partisans*, doch nun sahen sie sich als weltfremde, engstirnige Sektierer an den Pranger gestellt, die mit ihren Hirngespinnsten die seriöse Zeitschrift in Verruf brachten. Sie verträten nicht, versuchten Macdonald und Greenberg sich zu verteidigen, einen leninistischen »revolutionären Defätismus«, sondern einen »revolutionären Defensivismus« im Sinne Rosa Luxemburgs, doch mittels dieser Begriffsklauberei konnten sie auch nicht mehr ihr Gesicht retten. In aller Öffentlichkeit hatte sie Rahv bloßgestellt. Welche Position nahm er aber bezüglich des Krieges ein? fragten sie in einer Replik: Wenn es noch nicht »sein« Krieg war, wessen Krieg war es dann? Wann, unter welchen Bedingungen wäre es sein Krieg? Zu einer eindeutigen Stellungnahme konnte sich der gnadenlose Durchschauer nicht durchringen. Er weigerte sich, warfen sie ihm vor, jegliche moralische oder intellektuelle Verantwortung zu übernehmen. »Wie Macbeth würde er gern vom Verbrechen profitieren, ohne es zu begehen«, schlussfolgerten sie am Ende ihres Widerspruchs, der mehr von der Irritation über die jähe Kursänderung Rahvs denn von politischer Scharfsichtigkeit geprägt war. Die rassistische Dimension des Nazi-Terrors nahmen sie nicht wahr und geißelten stattdessen die »schäbige Scheinheiligkeit der gegenwärtigen britischen und amerikanischen Kriegsziele«, als wären sie das größere Übel der Zeit.⁹³

Obwohl sich Rahv noch immer auf dem Terrain des traditionellen Marxismus bewegte, spielte in seiner Kritik möglicherweise die Überlegung eine Rolle, was mit ihm hätte geschehen können, wäre er nicht als Kind mit seinen Eltern aus der Ukraine emigriert. Keine »revolutionäre Massenaktion« hätte ihn wahrscheinlich vor den mobilen Tötungseinheiten der SS gerettet, die 1941 in fünf Monaten fünfhunderttausend Juden massakrierten.⁹⁴ Auch wenn das Ausmaß des Grauens in New York zu jener Zeit kaum bekannt sein konnte, ahnte Rahv in seinem politischen Weitblick (den ihm selbst seine

92 Rahv, »10 Propositions and 8 Errors«, *Partisan Review* 8, Nr. 6 (November-Dezember 1941): 499-506.

93 »Reply by Greenberg and Macdonald«, *Partisan Review* 8, Nr. 6 (November-Dezember 1941): 506-508.

94 Siehe Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Bd. 2, übers. Christian Seeger et al. (Frankfurt a.M.: Fischer, 1990), S. 311-312.

Gegner nicht absprachen) wohl doch die gewaltige Dimension der nazistischen Gefahr, die in erster Linie Juden bedrohte. Obgleich er sich keinerlei Illusionen über die Kriegsziele der bürgerlichen Demokratien machte, sah er einzig in der Niederschlagung von außen die Chance eines Weiterlebens. Weder betrachtete er (wie die »revolutionären Marxisten«) diesen Krieg als den Schlussakt im Drama des Klassenkampfes noch (wie die patriotischen Antifaschisten) als das letzte, alles entscheidende Gefecht gegen das Böse. Der unabdingbare Triumph über den Nazismus bedeutete nicht den Anbruch einer neuen, besseren Zeit, sondern lediglich die Möglichkeit, das gegenwärtig von den nazistischen Gewalthabern okkupierte politische und moralische Terrain zurückzugewinnen und einen neuen Anfang zu wagen. Hielt er seinen Redaktionskollegen vor, sie verfügten über keinerlei Programme, wie ihre revolutionären Visionen zu realisieren wären, musste er sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er selbst vor der letzten Konsequenz zurückschreckte: Zur Unterstützung der amerikanischen Kriegsanstrengungen wollte er nicht aufrufen. Taktisch unklug hatten sich Macdonald und Greenberg ohne Deckung positioniert und ihre Köpfe leichtfertig über die Schützengräben hinausgestreckt, sodass es Rahv ein Leichtes war, sie mit einem eleganten Schuss zu treffen, ohne dass er offen ins Lager der Kriegsbefürworter übergewechselt wäre.⁹⁵

Nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor und dem Kriegseintritt der USA wurde Rahvs Formel, dass es »noch nicht unser Krieg« sei, zum Stillhalteprogramm der *Partisans*. Da keine zwei Redakteure die gleiche Meinung vertreten könnten, hieß es in einem redaktionellen Statement zu Beginn des Jahres 1942, sehe sich die *Partisan Review* außerstande, eine einheitliche Linie bezüglich des Krieges einzunehmen. Ihre Aufgabe begreife sie darin, die kulturellen Werte gegen alle Formen des Drucks und Zwangs zu bewahren, denn nur mit der gesamten kulturellen Tradition (welche die vollkommene Freiheit des Ausdrucks einschliesse) könne auch die demokratische Zivilisation überleben. Daher beanspruchte auch die *Partisan Review* für sich weiterhin das Recht, gesellschaftliche Fragen und den Krieg einer radikalen Analyse zu unterziehen, wobei »radikal« meinte, die Dinge an der Wurzel zu fassen. »Keine intelligenten Entscheidungen können ohne vollste Erwägung der Alternativen getroffen werden«, schloss das Editorial kryptisch.⁹⁶ Offenbar wollte sie sich, nahm man die Ankündigung ernst, zum Garanten des Überlebens der Demokratie in Amerika machen und sich vor Angriffen des mutmaßlich repressiven Staatsapparates in der Öffentlichkeit absichern. Doch in der Realität schränkten Captain Rahv und sein schweigsamer Steuermann Phillips (der im Gegensatz zu seiner späteren Redseligkeit kein Wort zur Debatte über den Krieg beisteuerte) die »vollkommene Freiheit des Ausdrucks« selbst ein, indem sie die politische Diskussion zunehmend aus der Zeitschrift drängten. Nach Pearl Harbor sank der Anteil kritischer Artikel merklich, während sich der Ton gegen die Pazifisten und die radikale Linke verschärfte. George Orwell, der Londoner Korrespondent der *Partisan Review*, erklärte die Kriegsgegner zu Hitler-Anhängern und denunzierte den Pazifismus als »objektiv pro-faschistisch«: Wer die Kriegsanstrengungen der einen Seite behindere, helfe

95 Siehe Longstaff, »Partisan Review and the Second World War«, S. 121.

96 PR-Redaktion, »A Statement by the Editors«, *Partisan Review* 9, Nr. 1 (Januar-Februar 1942): 2.

automatisch der anderen, behauptete er.⁹⁷ Zwar gab man auch englischen Anarchisten und Pazifisten Gelegenheit, auf Orwells Attacken zu reagieren, doch achteten Rahv und Phillips hartnäckig darauf, dass kein Artikel erschien, der den Bestand ihres Projektes gefährden konnte. Macdonald fügte sich den Direktiven der beiden Führungskader und ließ kritische Manuskripte durch einen Anwalt prüfen, der nichts juristisch Bedenkliches entdecken konnte und grünes Licht signalisierte. Trotz allem drängten Rahv und Phillips darauf, die politische Kritik der amerikanischen Verhältnisse zumindest zeitweise im Untergrund verschwinden zu lassen.

Im Ungewissen

Unmittelbar mit dem Krieg war die Frage nach dem Charakter des nationalsozialistischen Systems verbunden: War es lediglich die Fortsetzung des Monopolkapitalismus oder stellte es eine neue gesellschaftliche Ordnung dar? Dies war keineswegs eine akademische Debatte: Aus der theoretischen Analyse leitete sich das praktische Handeln im antifaschistischen Kampf ab. Für Franz Neumann, der zum Institut für Sozialforschung gehörte und 1943 zusammen mit seinen Kollegen Otto Kirchheimer und Herbert Marcuse in die Mitteleuropa-Sektion des neu gegründeten Geheimdienstes *Office of Strategic Services* (OSS), des Vorläufers der CIA, eintrat, war der Nationalsozialismus eine privatkapitalistische Ökonomie, die durch einen totalitären Staat reglementiert werde.⁹⁸ In diesem »totalitären Monopolkapitalismus« halte noch immer das Profitmotiv die Maschinerie zusammen. Die Kontrolle der Ökonomie sei in den Händen der großen Trusts und Kartelle geblieben, insistierte er, und die Arbeiterklasse sei noch immer »frei« im Sinne der Marx'schen Unterscheidung zwischen kapitalistischer freier Arbeit und feudaler oder sklavischer Arbeit.

97 George Orwell, »London Letter«, *Partisan Review* 8, Nr. 4 (Juli-August 1941): 317; Orwell, Alex Comfort, D. S. Savage und George Woodcock, »Pacifism and the War: A Controversy«, *Partisan Review*, 9:5 (September-Oktober 1942): 419; nachgedruckt und ergänzt um Briefe an George Woodcock und Philip Rahv in George Orwell, *My Country Right or Left, 1940-1943* (*The Collected Essays, Journalism and Letters of George Orwell*, Bd. 2), hg. Sonia Orwell und Ian Angus (1968; rpt. Boston: Nonpareil Books, 2000), S. 220-230, 267-268, 317-319. Zur Kritik von Orwells Rolle als »Wachmann der Linken« siehe Scott Lucas, *The Betrayal of Dissent: Beyond Orwell, Hitchens and the New American Century* (London: Pluto Press, 2004), S. 9-31. Orwells »London Letter« erschien regelmäßig von 1941 bis 1946 in der *Partisan Review*. In einer Rezension von Orwells Essaysammlung *The Lion and the Unicorn* kritisierte Macdonald Orwells Antiintellektualismus, Patriotismus und Rückzug zum gesunden Menschenverstand des Philisters. Siehe Macdonald, »The British Genius«, *Partisan Review* 9, Nr. 2 (März-April 1942): 166-169. Zum Verhältnis von Macdonald und Orwell siehe auch David R. Costello, »My Kind of Guy«: George Orwell and Dwight Macdonald, 1941-49«, *Journal of Contemporary History* 40, Nr. 1 (Januar 2005): 79-94.

98 Neumann, *Behemoth*, S. 313. Zur wissenschaftlichen Arbeit im OSS siehe Barry M. Katz, »The Criticism of Arms: The Frankfurt School Goes to War«, *Journal of Modern History* 59, Nr. 3 (September 1987): 439-478; Lewis A. Coser, *Refugee Scholars in America: Their Impact and Their Experiences* (New Haven: Yale University Press, 1984); Rainer Erd (Hg.), *Reform and Resignation: Gespräche über Franz L. Neumann* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1985); Raffaele Laudani (Hg.), *Secret Reports on Nazi Germany: The Frankfurt School Contribution to the War Effort* (Princeton, NJ: Princeton University Press, 2013).

Während C. Wright Mills in einer Rezension für die *Partisan Review* Neumanns Studie der *Behemoth* in den höchsten Tönen lobte und sie als »definitive Analyse des Deutschen Reichs« und als »aktuellen Beitrag für das linke Denken heute« pries⁹⁹, waren für Macdonald (der als Einziger aus dem inneren Zirkel der *Partisans* die Diskussion aufgriff) Neumanns Argumente nicht schlüssig: Sie seien, behauptete er, »verworren und widersprüchlich auf der theoretischen Ebene«. Seiner Ansicht nach war in den Jahren zwischen 1935 und 1937 der Übergang vom Monopolkapitalismus zum bürokratischen Kollektivismus erfolgt, in dem der Markt zwar noch existiere, doch übe allein die Nazi-Bürokratie die Kontrolle über die Produktion aus. Mit der Einführung des zweiten Vierjahresplanes im Jahre 1936 habe sich der Nazismus in Deutschland festgesetzt, da von da an die Ökonomie starker staatlicher Kontrolle unterworfen worden sei. Der Ausbau der Bürokratie habe gewaltige »unproduktive« und »unwirtschaftliche« finanzielle Ausgaben verschlungen, meinte Macdonald, und in seinen Kriegsvorbereitungen habe sich Deutschland vom Weltmarkt und internationalen Kapitalismus abgekapselt. Die ursprüngliche Beziehung zwischen Kapital und Nazi-Bürokratie sei nun umgedreht worden: An die Stelle der Bourgeoisie habe sich eine neue herrschende Klasse von Bürokraten gesetzt, und der Kapitalismus sei einem bürokratischen Kollektivismus gewichen. Die Arbeiterklasse werde vom Staat gezwungen, ihre Tätigkeiten zu verrichten; es gebe kein Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Verhältnis; der Arbeitsmarkt, den Marx als Herzstück kapitalistischer Arbeitsbeziehungen betrachtet habe, existiere seit 1936 nicht mehr – daher könne nicht von einem Kapitalismus, sei er nun privat oder staatlich, die Rede sein.

Auch gegen die Theorie des Staatskapitalismus, wie sie von Bucharin in seinem Buch *Imperialismus und Weltwirtschaft* (1929) vertreten wurde, wandte sich Macdonald, denn er sah den Staatskapitalismus nicht als das logische Endstadium der monopolkapitalistischen Entwicklung. Am Institut für Sozialforschung und in öffentlichen Vorträgen an der Columbia University 1941 hatten Max Horkheimer und Friedrich Pollock – im Gegensatz zu ihrem Kollegen Neumann – die Meinung vertreten, dass wichtige Funktionen des Privatkapitals vom Staat übernommen worden seien und der Markt nicht länger die Kontrollfunktion in der Koordination von Produktion und Distribution ausübe. Diese sei vielmehr in ein System direkter Kontrollen übergegangen. Das Modell des Staatskapitalismus sei nicht allein auf totalitäre Staaten in Europa beschränkt, sondern habe sich in gewissem Maße in seiner demokratischen Variante auch in den USA durchgesetzt: Der Staatskapitalismus sei Ausdruck einer sich ankündigenden »autoritären Weltperiode«.¹⁰⁰ Nach Auffassung Macdonalds dagegen war die Theorie des »staatskapitalistischen Trusts« unzureichend, da sie die »neue Ordnung« lediglich als Ausdehnung des Monopolismus betrachte. Die Entwicklung werde aber gänzlich von der

99 C. Wright Mills, »The Nazi Behemoth Dissected«, *Partisan Review* 9, Nr. 5 (September-Oktober 1942): 432-437.

100 Friedrich Pollock, »State Capitalism: Its Possibilities and Limitations«, *Studies in Philosophy and Social Science* 9, Nr. 2 (1941): 200-225; und Pollock, »Is National Socialism a New Order?«, *Studies in Philosophy and Social Science* 9, Nr. 3 (1941): 440-455; Max Horkheimer, »Autoritärer Staat« (1940/42), in Horkheimer, *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, hg. Gunzelin Schmid Noerr (Frankfurt a.M.: Fischer, 1987), S. 293-319 (Zitat: S. 313). Siehe auch Philipp Lenhard, *Friedrich Pollock: Die graue Eminenz der Frankfurter Schule* (Berlin: Jüdischer Verlag, 2019), S. 185-221.

staatlichen Bürokratie bestimmt, behauptete er, während ökonomische Faktoren ihren Primärcharakter als Determinanten im Produktionsprozess verlören. Der Staat könne seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten – soweit diese durch das Wirken kapitalistischer Faktoren verursacht worden seien – durch jedwede Maßnahme lösen, wenn notwendig durch eine Proklamation des Führers, dass der Mond aus grünem Käse bestehe, gefolgt von einem Erlass der Vierjahresplanbehörde, dass alle Banken und Korporationen einen bestimmten Prozentsatz ihres Kapitals besteuern lassen müssten, um den Hermann-Göring-Käsewerken die Ausbeutung der lunaren Nahrungsmittelressourcen zu ermöglichen. Anders als in früheren Zeiten dominiere die Politik die Ökonomie: Daraus sei eine neue Ordnung entstanden, die weder kapitalistisch noch sozialistisch sei.¹⁰¹

So widersprach Macdonald denn auch der dominanten Auffassung in trotzkistischen und anderen linksoppositionellen Zirkeln, dass der Zweite Weltkrieg lediglich ein Krieg zwischen »kapitalistischen Imperialismen der gleichen Ordnung« sei.¹⁰² Während die Alliierten gespensterhaft im Remake des alten Films agierten, führten die Deutschen einen neuen Krieg mit neuen Mitteln und Methoden, war Macdonald überzeugt. Seit 1936 sei alles im nazistischen Staat auf das ultimative Ziel der Herrschenden ausgerichtet: Krieg. Die Produktionsmaschinerie lief auf Hochtouren, und in ihrer Produktivität und technologischen Entwicklung sei die deutsche Wirtschaft den Ökonomien in den westlichen Demokratien überlegen. Gebannt startete Macdonald auf die scheinbare Effizienz des deutschen Systems, das mit der Präzision einer programmgesteuerten Maschine zu funktionieren schien. Ähnlich wie Pollock sah er es durch keine inneren Widersprüche in seinem Bestand gefährdet, solange es einen Nachschub an natürlichen und menschlichen Ressourcen gab. Während aber Pollock die einzige Möglichkeit seines Verschwindens vom Erdboden im militärischen Sieg sah, insistierte Macdonald, dass der Faschismus ein Problem sei, dem nicht auf der militärischen, sondern auf der gesellschaftlichen und politischen Ebene zu begegnen sei, und verlor sich in Spekulationen, wie der Kampf gegen den Faschismus innen und außen effektiv zu organisieren sei. Obwohl er gegen die marxistische Orthodoxie und ihre »sterilen Abstraktionen« opponierte, blieb Macdonald wie Neumann dem Ökonomismus verhaftet. Der Blick fixierte sich auf die nazistischen Kommandohöhen, während die gesellschaftlichen Prozesse (die totale Mobilisierung des Individuums für den staatlichen Herrschaftsapparat, die Auflösung der traditionellen Familie, die »Vernetzung« der Gesellschaft durch NS-Organisationen) kaum erörtert wurden. Stattdessen empfahl er als Modell für die gegenwärtige Arbeit einer gesellschaftlichen Neukonzeption »die bewundernswert konkrete, realistische, flexible und wissenschaftlich empirische

101 Macdonald, »The End of Capitalism in Germany«, *Partisan Review* 8, Nr. 3 (Mai-Juni 1941): 208-215. Zum Komplex der Reichswerke Hermann Göring vgl. Neumann, *Behemoth*, S. 354-360. Neumann vergleicht die NS-Parteiwirtschaft mit amerikanischen Gangstersyndikaten. Zur Kritik dieses Vergleiches siehe Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (München: Piper, 1986), S. 631.

102 Macdonald, »What is the Fascist State?«, S. 22; und Macdonald, »Fascism – A New Social Order«, *New Internationalist* 7, Nr. 4 (Mai 1941): 83.

Methode von Friedrich Engels und Karl Marx«, um den unerwarteten und beispiellosen Entwicklungen gerecht zu werden.¹⁰³

Aber Macdonald selbst fiel in seinem Bemühen, nahezu alle anderen Autoren zu widerlegen und die Richtigkeit seiner Theorie unter Beweis zu stellen, der Verblendung zum Opfer, die er den »traditionellen Marxisten« vorhielt. Überwältigt von der Masse der gesammelten und zusammengestoppelten Daten und Zitate vergaß er das selbst-reflexive Moment in der Arbeit des kritischen Intellektuellen. Hatte er noch kurz zuvor Skepsis gegenüber allen Theorien, Regierungen und gesellschaftlichen Systemen gepredigt, ließ er sich, als es um die eigene Theorie ging, von keinen Zweifeln beirren. Voller Selbstgewissheit lobte er seine bei *Fortune* erlernte Methode, Daten und Fakten, Zitate und Meinungen zu einem lesbaren Text zu verarbeiten, und wollte sie nun dazu nutzen, das empirische Material – konkret, realistisch und wissenschaftlich abgesichert – in theoretische Konstruktionen zu überführen, deren Erkenntniswert freilich durch seinen »moralischen Absolutismus« (wie seine Kollegen in der *Partisan Review* kritisierten) beeinträchtigt wurde. Macdonalds Stärke war gewiss nicht die große Theorie, die zeitraubende Reflexion und Recherche: Er brauchte die Hitze des Engagements, war ein Kiebitz, der das Spiel beobachtete, um den Tisch kreiste, hie und da seinen Kommentar abgab, aber es fehlte ihm (bemerkte Paul Goodman) das geistige Durchhaltevermögen, Probleme bis ins letzte Detail zu durchdenken, lange Wege zu gehen und auch Unannehmlichkeiten in Kauf zu nehmen. Wie nahezu alle New Yorker Intellektuellen war er ein Sprinter, kein Marathonläufer.¹⁰⁴

Macdonald präsentierte keine zusammenhängende, stimmige Theorie, sondern eine in Serie publizierte Sammelrezension diverser Bücher über Nazismus, Stalinismus und Bürokratie.¹⁰⁵ Die Autorenliste reichte von Lenin und Trotzki über Bucharin und Rudolf Hilferding, Albert Gates und Max Shachtman bis hin zu Daniel Guérin und Franz Neumann, und es hatte den Anschein, als ob der aufmerksame Zeitungsleser und Rezensent ein Fachmann in Sachen nazistischer Vierjahrespläne, faschistischer Wirtschaftspolitik und marxistischer Gesellschaftstheorie wäre. Tatsächlich aber stülpte Macdonald – in einem Akt für ihn eher untypischer starrköpfiger Rechthaberei – der Realität seine Theorie des bürokratischen Kollektivismus über und nahm nur das wahr, was er registrieren wollte. So produzierte er eine Reihe von Fehleinschätzungen, deren

103 Pollock, »Is National Socialism a New Order?«, S. 448, 454; Macdonald, »The (American) People's Century«, *Partisan Review* 9, Nr. 4 (Juli-August 1942): 294; Macdonald, »Add: End of German Capitalism«, *Partisan Review* 8, Nr. 5 (September-Oktober 1941): 430. Neumann bezeichnete den Führer- und Gemeinschaftskult als »Quatsch« (*Behemoth*, S. 545), ohne die autoritären und irrationalen Gesellschaftsstrukturen zu analysieren. Leo Löwenthal wies auf die Beschränkungen des Neumann'schen Konzepts hin: siehe Erd (Hg.), *Reform und Resignation*, S. 97.

104 Longstaff, »*Partisan Review* and the Second World War«, S. 125; Paul Goodman, »Our Best Journalist«, *Dissent* 5, Nr. 1 (Winter 1958): 82; Richard H. King, »Up from Radicalism«, *American Jewish History* 75, Nr. 1 (September 1985): 73.

105 Bereits 1940 meinte Trotzki, dass Macdonalds Faschismustheorie lediglich eine »armselige Kompilation von Plagiaten« aus der trotzkistischen Theoriefabrik sei. Siehe Trotzki, Brief an Albert Goldman, 9. August 1940, in: Trotzki, *Œuvres*, Bd. 24, S. 292.

gravierendsten wohl die Behauptung ökonomischer und technologischer Superiorität des Hitler-Regimes und die Gleichsetzung von Nazismus und Stalinismus waren.¹⁰⁶

Ähnliche Thesen vertrat auch James Burnham in seinem Bestseller *The Managerial Revolution* (1941), dessen Grundthesen als Vorabdruck in der *Partisan Review* erschienen.¹⁰⁷ Nach seinem überraschenden Abschied von der *Workers Party* hatte er auch den Marxismus verworfen und popularisierte nun die Theorie des bürokratischen Kollektivismus als Prophezeiung des Regimes einer Managerbürokratie. Gegen die herrschenden Kapitalisten habe sich eine neue Mittelklasse herausgebildet, behauptete er, und die Herrschaft habe sich von den politischen Strukturen in die technisch-administrative Sphäre verlagert. Unter der simplen Formel der Managerherrschaft fasste er sowohl den Nazismus und den Stalinismus als auch den New Deal, wobei er sich freilich in Widersprüchen verhedderte: Mal setzte er den Manager ausdrücklich vom Politiker ab, mal redete er vom politischen Bürokraten, mal identifizierte er Manager und Politiker als Funktionäre der Massenbeherrschung. Empirisches Material als Beleg der theoretischen Konstruktion konnte er freilich nicht beibringen: Seine »neue Klasse« blieb chimerenhaft und tauchte nur dann und wann in Gestalt einiger weniger konkreter Personen, die als die sichtbaren Speerspitzen der »Managerrevolution« präsentiert wurden. Der einstige marxistische Parteitheoretiker gab vor zu wissen, was in der Welt vor sich gehe (so lautete denn auch der Untertitel des Bestsellers) und dichtete sich gegen skeptische Einwände und lästige Rückfragen ab, indem er einen wabernden Begriffsnebel um den dogmatischen Kern seiner Theorie verbreitete.¹⁰⁸

Wie Herbert Marcuse und Josef Soudek in den *Studies in Philosophy and Social Sciences* (dem englischsprachigen Nachfolger der Frankfurter *Zeitschrift für Sozialforschung*) zu Recht anmerkten, deutete Burnham phrasenhaft Tendenzen in den unterschiedlichen Gesellschaftssystemen zu einer allumgreifenden Theorie um. Nirgendwo war die Managerherrschaft realisiert, und die so genannten Manager bildeten keineswegs eine separate gesellschaftliche Gruppe: Vielmehr waren sie mit den bereits herrschenden Interessen verfilzt und erfüllten vornehmlich für den Apparat notwendige Funktionen in Produktion und Verwaltung.¹⁰⁹ Wie später in den Diskussionen über die Rolle von Intellektuellen im Produktions- und Wissensmanagement in der (post-)modernen

106 Macdonald, »Add: »End of German Capitalism«, S. 429.

107 James Burnham, »The Theory of Managerial Revolution«, *Partisan Review* 8, Nr. 3 (Mai-Juni 1941): 181-197.

108 Diese Technik verwendeten viele ehemalige Marxisten für ihre post-marxistischen Erklärungsversuche: Sie fischten – mit den Worten Lothar Baiers – mit ihrer »Apparatur im Trüben«. Siehe Lothar Baier, *Zeichen & und Wunder: Kritiken und Essays* (Berlin: Edition: Tiamat, 1988), S. 158, 162.

109 Josef Soudek, Sammelrezension von Studien über Bürokratie (u.a. der Bücher *La Bureaucratization du monde: Le collectivisme bureaucratique* [1937] von Bruno Rizzi und *The Managerial Revolution* von James Burnham), *Studies in Philosophy and Social Science* 9, Nr. 2 (1941): 339-340; und Herbert Marcuse, »Some Social Implications of Modern Technology«, *Studies in Philosophy and Social Science* 9, Nr. 3 (1941): 433. Eine Kritik der Burnham'schen Thesen lieferte einige Jahre später auch George Orwell als politisch-literarische Vorstudie seines Romans *Nineteen Eighty-Four*. Vgl. Orwell, »James Burnham and the Managerial Revolution« (1946), in: Orwell, *In Front of Your Nose, 1945-1950 (The Collected Essays, Journalism and Letters of George Orwell, Bd. 4)*, hg. Sonia Orwell und Ian Angus (New York: Harcourt Brace Jovanovich, 1968), S. 160-181.

Gesellschaft oder der Renaissance populistischer Ideen im Zuge der ökologischen Bewegung, wurden objektive gesellschaftliche Zusammenhänge auf Personen projiziert, die im verselbstständigten Herrschaftssystem lediglich die Rolle der Erfüllungsgehilfen ausfüllten.

Obwohl Macdonald mit Burnham in der Einschätzung übereinstimmte, dass sich neue, antikapitalistische wie antisozialistische Formen in der Gesellschaft herausbilden, verriss er das Buch als propagandistisches Traktat, der in seiner unwissenschaftlichen Methode und seiner Verhaftung in der marxistischen Vorstellung von historischer Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung die tatsächlichen Herrschaftsverhältnisse verschleierte, zumal Burnham die Managerlogik, die er vorgeblich kritisch analysiere, verinnerlicht habe. Die Gefährlichkeit in Burnhams Buch, erklärte Macdonald, liege darin, dass es die innere Konsistenz und die bewusste Planung totalitärer Systeme übertreibe, die subjektiven und moralischen Faktoren, die ihnen widerstreben könnten, unterschätze und den Willen, für eine wünschenswertere Alternative einzustehen, lähme.¹¹⁰ In der Vergangenheit hatte sich Macdonalds Argumentation nicht grundlegend von den Thesen Burnhams über die interne Konsistenz des nationalsozialistischen Systems unterschieden; nun aber brachte er – gegen Burnhams Darstellung des Faschismus als historische Unausweichlichkeit – subjektive und moralische Faktoren in die Diskussion, ohne zu explizieren, welche Rolle sie – in Zeiten der physischen Massenvernichtung – bei der Beseitigung des Faschismus spielen sollten oder könnten. »Burnhams Theorie der geschichtlichen Veränderung berücksichtigt nur unzulänglich das tatsächliche Funktionieren von Klassenstrukturen«, kritisierten Hans Gerth und C. Wright Mills. »Für ihn sind die Bestandteile der Gesellschaft Massen und Eliten.«¹¹¹ Dieser Vorwurf traf auch auf Macdonald zu, der – ähnlich wie Burnham den Managern – den Intellektuellen eine zentrale Rolle im historischen Prozess zuwies. Für ihn stand unzweifelhaft fest, dass die fundamentalen, überlebensnotwendigen Veränderungen der gesellschaftlichen Organisation von einer radikalen Minderheit auszugehen hatten, während er den gesellschaftlichen Mechanismen und Klassenstrukturen lediglich eine untergeordnete Bedeutung beimaß. Trotz seines »impliziten Anarchismus« vermochte sich Macdonald nie vom elitären Selbstverständnis des *Partisans* zu lösen: Den modernen Intellektuellen betrachtete auch er als letzten Repräsentanten einer vernünftigen Ordnung, als Katalysator der subjektiven und moralischen Faktoren. Einzig er schien in einer »frustrierenden historischen Situation« mit dem »sechsten Sinn« ausgestattet zu sein, fähig, kulturelle Werte und gesellschaftliche Realität, Bewusstsein und Geschichte in Einklang zu bringen, durch kritisches Denken notwendige Veränderungen herbeizuführen.¹¹²

»Es hat keine große Revolution in der modernen Geschichte ohne Intellektuelle gegeben«, meinte Edward Said; »umgekehrt hat es keine große konterrevolutionäre Bewegung ohne Intellektuelle gegeben. Intellektuelle sind die Väter und Mütter von Be-

110 Macdonald, »The Burnhamian Revolution«, *Partisan Review* 9, Nr. 1 (Januar-Februar 1942): 84.

111 C. Wright Mills und Hans Gerth, »A Marx for the Managers« (1942), in: Mills, *Power, Politics and People*, S. 71.

112 Macdonald, »Kulturbolschewismus Is Here«, S. 442.

wegungen gewesen, und natürlich Söhne und Töchter, sogar Neffen und Nichten.«¹¹³ Es gab jedoch auch Intellektuelle, die vergeblich auf Bewegungen hofften und auf sich selbst verwiesen blieben. Das Problem der *Partisans* war, dass sie sich nie als Gleiche unter Gleichen in einer oppositionellen Bewegung begreifen konnten, sondern stets nur als deren Führer und Avantgarde in Personalunion. Darin unterschied sich Macdonald nicht von seinen leninistisch geprägten Kollegen. Rahv hatte es, aus politischer Einsicht, vorgezogen, Abstand von den großen revolutionären Entwürfen zu nehmen und den Hals nicht in aussichtslosen Gefechten zu riskieren. Macdonald wollte es sich nicht so einfach machen und lief stets Gefahr, auf Irr- und Abwegen seinen Kopf zu verlieren, doch zeichnete ihn – wie spätere Kommentatoren von dem anarchistischen Philosophen Holley Cantine über Alfred Kazin bis hin zu Hannah Arendt beinahe bewundernd schrieben – ein fast jugenhafter Idealismus, eine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in intellektueller wie in moralischer Hinsicht aus, eine radikale Mentalität, die Sache ernster zu nehmen als sich selbst.¹¹⁴ Rahv mochte der klügere Strategie und Taktiker sein, doch Macdonald repräsentierte – ungeachtet all seiner Fehler und Irrtümer – eine rar gewordene intellektuelle Integrität, die sich freilich nur im Milieu der erlesenen Geister New Yorks auszudrücken verstand und niemals über die Provinzen der Intellektuellen hinausging. Wie die meisten New Yorker Intellektuellen verknüpfte Macdonald auf eigenartige Weise Kosmopolitismus und Provinzialismus: Der Big Apple war ihre Welt, und nichts veranlasste sie zu kritischer Selbstbesinnung. Während die Emigranten aus Europa in Amerika sich ihres Provinzialismus entschlugen, blieben die *Partisans* und selbst ihre Dissidenten wie Macdonald in ihrem Milieu stecken.

Der letzte Vorhang

Anders als der Erste Weltkrieg löste der zweite keine patriotische Hysterie in den USA aus. Dies mochte daran liegen, dass sich im Land kaum Widerstand regte, gegen den sich der organisierte »Volkswille« hätte mobilisieren lassen. Der CIO unterstützte die Kriegsanstrengungen mit seinem Verzicht auf Streiks und gewerkschaftliche Arbeitskämpfe; die Kommunistische Partei schwenkte (nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion) auf die patriotische Linie ein und stachelte die Arbeiter zu den größten Opfern an, um die Nation in der Krisenzeit zu verteidigen. Selbst Pazifisten, die gegen den Ersten Weltkrieg opponiert hatten, konnten sich – obwohl sie weiterhin das Kriegsgeschäft ablehnten und die Heuchelei, mit der dieser Krieg von Seiten der Alliierten geführt wurde, verabscheuten – nicht gegen dieses Unternehmen stellen: In einer von Hitler regierten Welt, argumentierten sie, gebe es überhaupt keine Zukunft. Allein solch minoritäre Gruppen wie die *Socialist Workers Party* und die radikalen Wehrdienstverweigerer wurden – unter anderem aufgrund des »Smith Acts« – gerichtlich verfolgt und

113 Edward W. Said, *Representations of the Intellectual*, S. 10–11.

114 Holley R. Cantine, »Reviews: *Politics*«, *Retort* 3, Nr. 4 (Frühjahr 1947): 40; Kazin, »Old Revolutionists«, *Partisan Review* 25, Nr. 1 (Winter 1958): 135; Hannah Arendt, »He's all Dwight« (1968), in: Arendt, *Thinking Without a Bannister: Essays in Understanding, 1953–1975*, hg. Jerome Kohn (New York: Schocken, 2018), S. 397.

ihre Aktivisten inhaftiert. Für die Majorität der amerikanischen Bevölkerung brachte die Kriegsproduktion vor allem den Abschied von der chronischen Arbeitslosigkeit mit sich: Selbst wer zuvor noch nie in einer Fabrik gearbeitet hatte, wurde nun gebraucht. Der Krieg bescherte den Unternehmen eine schier unerschöpfliche Bonanza, sodass der Präsident von General Electric, Charles E. Wilson, von einer zukünftigen Allianz von Kapital und Militär im Rahmen einer »permanenten Kriegsökonomie« träumte.¹¹⁵

Während nahezu alle – selbst diskriminierte Gruppen wie Afroamerikaner und Frauen – von der Prosperität und Vollbeschäftigung profitierten, brachte der Krieg ein Revival religiöser, spiritistischer und irrationaler Strömungen mit sich. Im »Zeitalter der Angst« (wie es W. H. Auden später nannte) erschien das Individuum schwach und impotent, von übermächtigen Kräften paralysiert, verloren wie Kafkas kleiner Ruinenbewohner, während die großen kollektiven und rationalen Entwürfe der dreißiger Jahre (wie Sozialismus und Pragmatismus) zunehmend in Verruf gerieten. »Amerikanische Intellektuelle erleiden die Schauer von Menschen, die einer überwältigenden Niederlage ins Auge blicken«, schrieb Mills 1944. »Sie sind beunruhigt und durcheinander, einige ihrer Lage nur halb, andere ihr so schmerzlich sich bewusst, dass sie sie durch geschäftiges Treiben und Selbstbetrug verdrängen.«¹¹⁶ Bereits ein Jahr zuvor hatte die *Partisan Review* führende Vertreter des amerikanischen Pragmatismus wie John Dewey und Sidney Hook für eine Essayserie verpflichtet, in der dem irrationalen Zeitgeist und der »neuen Nervenschwäche« der Intellektuellen der Kampf angesagt wurde. Hook beklagte den Niedergang der Vernunft, eine Flucht vor der bürgerlichen und politischen Verantwortung in religiöse Metaphysik und linksradikalen Obskurantismus und ortete die Gründe für die gegenwärtige Kulturkrise im Verlust des Vertrauens in die wissenschaftliche Methode. Die intellektuellen Desperados hätten die »Tradition des freien Marktes in der Welt der Ideen« aufgegeben und Zuflucht in einem antiintellektuellen Glauben gesucht, um nicht länger über schwierige Probleme nachdenken zu müssen. Die Kritik galt nicht allein den Neo-Buddhisten, Spiritisten, Mystikern und anderen Weltflüchtigen, sondern auch der amerikanischen Linken. Die Kommunistische Partei denunzierte Hook als »amerikanische Sektion der GPU«; die Trotzlisten bezeichnete er als »platonische Revolutionäre« in der Nachfolge Max Stirners, welche die Ideen, die ursprünglich der praktisch-kritischen Tätigkeit dienen sollten, in glänzende Fetische verwandelt hätten und in weltabgewandten Abstraktionen verharren; romantische Bohemiens wie Macdonald seien Theoretiker ohne praktische oder theoretische Verantwortung. »Wenn Hitler gewinnt, hat der demokratische Sozialismus keine Zukunft«, folgerte Hook nach seinem Rundumschlag. »Wenn Hitler besiegt wird, kann man keineswegs sicher sein, dass der demokratische Sozialismus eine Zukunft hat. Aber er hat wenigstens eine Chance.« Die Unfähigkeit, dieses kleine Stück Weisheit zu begreifen, kennzeichne den politischen Irrsinn des infantilen Linksradikalismus. Der Kampf für die Demokratie verlange offene Unterstützung des Krieges gegen den Hitlerismus,

115 Daniel Guérin, *Die amerikanische Arbeiterbewegung 1867-1967*, übers. Urs Widmer (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1970), S. 82-87; Charles E. Wilson, zitiert in: Wittner, *Rebels Against War*, S. 111; Howard Zinn, *A People's History of the United States*, S. 408-416.

116 Mills, »The Social Role of the Intellectual«, in: Mills, *Power, Politics and People*, S. 292.

forderte der pragmatische Philosoph die *Partisans* zu einer eindeutigen Parteinahme auf.¹¹⁷

Obgleich Hook gegen autoritäre, absolutistische Religionen und Ideologien Stellung beziehen und die Demokratie mittels einer experimentellen Lebensphilosophie, in der scheinbar kritisch »alle Werte auf ihre Ursachen und Folgen« untersucht werden sollten, retten wollte, gebärdete er sich selbst als autoritärer Ideologe, der keine Einwände zuließ und die Feinde, die mit ihrem »Unrealismus« und ihrer mangelnden Einsichtsfähigkeit den Bestand der westlichen Zivilisation gefährdeten, mit einfachen, griffigen Klassifikationen markierte. Den einzigen Ausweg aus der Krise sah er in der Unterwerfung unter die Disziplin von Wissenschaft und Vernunft zum realistischen Programm und erhob die »schwer erkämpften kritischen Positionen der letzten Jahrhunderte« zur unumstößlichen Autorität, der sich der aufgeklärte Mensch unterzuordnen habe, als hätte in die Praxis umgesetzte Wissenschaft in der Vergangenheit nie Unheil angerichtet.¹¹⁸ In seinem kompromisslosen Eintreten gegen den Totalitarismus und für die wissenschaftliche Methode verfiel Hook dem gleichen aufdringlichen und schrillen Ton, den er seinen Gegnern vorhielt, ohne auch nur einen Augenblick über die Wechselbeziehung von Wissenschaft und Fortschritt, Politik und Ökonomie kritisch nachzudenken. Ihm ging es lediglich um den geschäftsmäßigen Verkauf der politisch korrekten Linie und die Brandmarkung der Widersacher im Milieu der »vernünftigen« New Yorker Intellektuellen, deren Reihen geschlossen werden sollten. Die »organisierte Intelligenz« widerstand dem politischen Defätismus und behielt ihre Nerven im Kampf gegen autoritäre Ideologien, während sie das kritische Denken, dessen sie sich rühmte, selbst durch autoritäre Verlautbarungen lähmte.

In einer Replik auf Hook wiederholte der angegriffene Macdonald nicht allein seine Zweifel am demokratischen, »philanthropischen« Charakter des Krieges, sondern stellte auch den alten Fortschrittsoptimismus in Frage, ohne ins Lager der Obskurantisten überzuwechseln. Die irrationalen Strömungen waren für ihn in erster Linie Ausdruck einer gesellschaftlichen Frustration, wo alle Hoffnungen und Illusionen der Vergangenheit einem unermesslichen Albtraum wichen. Die emanzipatorischen Kräfte der beiden letzten Jahrhunderte seien in einer dialektischen Wende zu einem neuen Unterjocher mutiert, konstatierte er.

Der Mensch hat so gut die Natur zu beherrschen gelernt, dass wir die fortgeschrittenste Technologie dazu benutzen, das Gefüge der Kultur in tausend Stücke zu sprengen. Kunstmuseen, Hospitäler, gewaltige Industrieanlagen, alte Kirchen und moder-

117 Sidney Hook, »The New Failure of the Nerve«, *Partisan Review* 10, Nr. 1 (Januar-Februar 1943): 2-23; und Hook, »The Failure of the Left«, *Partisan Review* 10, Nr. 2 (März-April 1943): 165-177. Zur Kritik von Hooks Thesen siehe Max Horkheimer, »Zur Kritik der instrumentellen Vernunft«, in Horkheimer, *Gesammelte Schriften*, Bd. 6, S. 75-105. Hintergrundinformationen zur Auseinandersetzung beider »Schulen« liefern Thomas Wheatland, *The Frankfurt School in Exile* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2009), S. 121-131, und Stuart Jeffries, *Grand Hotel Abyss: The Lives of the Frankfurt School* (London: Verso, 2016), S. 200-201; sowie Anson Rabinbach, »German-Jewish Connections: The New York Intellectuals and the Frankfurt School in Exile«, *German Politics & Society* 13, Nr. 3 (Herbst 1995): 108-129.

118 Hook, »The New Failure of the Nerve«, S. 6, 3.

ne Wohnungsbauprojekte, ganze historische Städte wie Warschau, Coventry, Köln und Nürnberg – alles wird mit der vortrefflichsten Effizienz Woche für Woche, Monat für Monat zerstört. Jeder kann lesen und schreiben, Volksbildung ist eine Realität – und so lesen die amerikanischen Massen Schundliteratur und hören Seifenopern in diesem Triumph der Technologie, dem Radio, und die deutschen und russischen Massen sind noch leichter, mit einer lügenden und entwürdigten offiziellen Kultur zu indoktrinieren.¹¹⁹

Pessimistisch sah er das Individuum in das hierarchische, irrationale Muster einer auf Status basierenden Gesellschaft eingefroren. Die bürgerliche Revolution habe eine Sackgasse erreicht, meinte er; Regression sei allenthalben manifest; Kultur werde obskurantistisch und Politik zunehmend totalitärer. Alle Wege, die aus dem Dunkel hätten führen können, schienen blockiert, und der Sozialismus lief Gefahr, sich als hoffnungsloses Unterfangen zu erweisen, wenn es nicht gelänge, neue Arbeiterorganisationen und radikale Parteien zu etablieren, die marxistische Lehre so umzuformen, dass progressive Werte in dieser Welt noch hätten realisiert werden können.

Unterdessen war jedoch die Uhr für den »verantwortungslosen« Intellektuellen in der Redaktion der *Partisan Review* abgelaufen. Obwohl Rahv und Phillips nicht Hooks Aufforderung nachkamen, den Krieg offen zu unterstützen, wollten sie den seit langem schwelendem Machtkampf nun für sich entscheiden. Im Sommer 1943 kam es zum Showdown zwischen den beiden Gründungsredakteuren und dem Ehepaar Macdonald. Kurz zuvor hatte George Morris angekündigt, dass die *Partisan Review* künftig ohne seine Unterstützung auskommen müsse, woraufhin die Kontrahenten darin übereinkamen, dass Macdonald sich aus der Redaktion zurückzöge, wenn es Rahv und Phillips gelänge, einen neuen Mäzen zu finden; andernfalls sollten die Macdonalds die Zeitschrift übernehmen. Das Vabanquespiel entschieden Rahv und Phillips schließlich zu ihren Gunsten, als sie die vermögende, kunstbeflissene Gattin eines hohen Armeeoffiziers zur Finanzierung der *Partisan Review* überreden konnten. Ihr Engagement machte sie davon abhängig, dass sich die Zeitschrift – aus Rücksicht auf die Position ihres Mannes – für die Dauer des Krieges jeglicher politischen Diskussion enthielte, und diese Bedingung erfüllten die beiden gern. So konnten sie die bislang größte Krise ihrer Zeitschrift meistern und dem einzigen *troublemaker* in ihrem Zirkel den Stuhl vor die Tür setzen. Danach saßen sie fester denn je im Sattel.¹²⁰

In seinem »Abschiedsbrief« an die Redaktion beklagte sich der ausgebootete Macdonald, dass die *Partisan Review* seit dem Angriff auf Pearl Harbor zunehmend akademisch geworden sei: Nach dem Versuch, die politische Diskussion zu eliminieren, fehle ihr der *esprit de corps*, der zum Überleben eines *little magazines* notwendig sei. Im Gegenzug warfen ihm Rahv und Phillips vor, er habe aus ihrer Zeitschrift ein Polit-Magazin mit literarischen Einsprengseln machen wollen. »Die Wahrheit ist«, enthüllten sie ihrer Leserschaft, »dass Macdonald mehr und mehr dahin tendierte, die Zeitschrift als ein Organ politischer Propaganda zu betrachten; und je offensichtlicher es wurde, dass die alte revolutionäre Bewegung in einem Zustand des Niedergangs ist, um so mehr

119 Macdonald, »The Future of Democratic Values«, *Partisan Review* 10, Nr. 4 (Juli-August 1943): 327–328.

120 Longstaff, »*Partisan Review* and the Second World War«, S. 123.

wollte er, dass P. R. [*Partisan Review*] ihre Funktion übernimmt. Auf der anderen Seite haben wir immer daran festgehalten, dass keine Zeitschrift – am allerwenigsten P. R., die seit ihrer Gründung hauptsächlich von Literaten gemacht worden ist – sich als Ersatz für eine Bewegung hervortun kann.«¹²¹ Fast schien es, als hätte sich 1937 ein meisterhaft getarnter Polit-Kommissar in die Redaktion eingeschlichen, der nun sein wahres Gesicht zeigte und die armen, unbedarften Literaten ins Verderben treiben wollte. Doch nichts lag Macdonald ferner, als seinen plötzlich zu schändlich hintergangenen Schöngestern mutierten Redaktionskollegen politisch zu drangsalieren; vielmehr war er bestrebt, die Zeitschrift als offenes Diskussionsforum zu erhalten, in dem sowohl Gegner als auch Befürworter des Krieges zu Wort kommen konnten. 1937 hatten Rahv und Phillips noch im Editorial ihrer wiederbelebten Zeitschrift geschrieben, dass die *Partisan Review* sich ihrer »Verantwortung zur revolutionären Bewegung im Allgemeinen« bewusst sei und ein »Medium demokratischer Kontroverse« sein wolle¹²², doch nun machten die selbst ernannten Repräsentanten einer »neuen und dissidenten Generation« die Schotten dicht und gingen wie mit einer zeitgenössischen Nautilus auf Tauchstation.

Der Abgang Macdonalds aus der Redaktion der *Partisan Review* war weitaus gravierender als die leisen Abschiede von McCarthy, Dupee oder Greenberg – er kam einer Spaltung des Zirkels gleich und hinterließ eine Bitterkeit, die lange nachwirkte. Nachdem Rahv und Phillips die vollkommene Macht über ihr Projekt errungen hatten und ihre Autorität von keinem der *Partisans* mehr in Frage gestellt wurde, fehlte der Zeitschrift das notwendige Gegengewicht: Die *Partisan Review* »war lesbar«, meinte Paul Goodman rückblickend, »als Dwight Macdonald in der Redaktion war«.¹²³ Seine politischen Einschätzungen waren in mancher Hinsicht fragwürdig, doch brachte er in die Zeitschrift eine individuelle Integrität, eine intellektuelle Neugier und einen journalistischen Stil ein, der sie von den üblichen Literaturzeitschriften abhob. Solange die konkurrierenden Fraktionen miteinander rangen, erfüllte die *Partisan Review* eine aufregende, spannungsreiche Lebendigkeit, die danach nie wieder erreicht wurde. Für die Dauer des Krieges verabschiedeten sich Rahv, Phillips, die verbliebenen Veteranen und die Proselyten nicht allein von der Kritik des militärischen Unternehmens, sondern auch vom Antistalinismus (da die Sowjetunion ein Verbündeter war): Die *Partisans* zogen sich in die Unterstände zurück und warteten ab, bis alles (was immer es sein mochte) überstanden war. Die Zeit vertrieben sie sich mit der Diskussion über T. S. Eliots Kulturkritik, literarische Fragen, die Rolle des Intellektuellen in der Gesellschaft oder die Bekenntnisse von reumütigen Renegaten wie Arthur Koestler. Der Abschied von den alten Illusionen, die einmal zur Gründung der *Partisan Review* geführt hatten, empfanden die meisten als befreiend; zugleich aber hinterließ die »Emanzipation« vom Radikalismus der 1930er Jahre ein peiniges Vakuum.

121 *Partisan Review* 10, Nr. 4 (Juli-August 1943): 382-383; Macdonald, *A Moral Temper*, S. 111-114.

122 PR-Redaktion, »Editorial Statement«, *Partisan Review* 4, Nr. 1 (Dezember 1937): 3-4.

123 Goodman, »Our Best Journalist«, S. 83.